

Bernd Fischer

Die unsterbliche Eintagsfliege Teil 1

**Neues aus dem Schwabulierland
Die himmelsweite Weltreise..**

Für

Dich und mich,

damit für alle,
die gerne
schnabulieren,
schwafeln,
fabulieren,
schwabulieren,
sich informieren
und träumen.

**Die Unterlagen dürfen in jeder Weise in unveränderter Form unter
Angabe der Autoren in nichtkommerzieller Form verwendet werden!**

Autor:

Herausgeber

Prof. Dr. med. Bernd Fischer

Hirnforscher und Begründer der wissenschaftlichen Methode des Integrativen/Interaktiven Hirnleistungstrainings IHT® und des Brainjogging® sowie Mitbegründer des Gehirnjogging. Autor/Koautor von mehr als 60 Büchern und ca. 400 Veröffentlichungen. Chefarzt a. D. der ersten deutschen Memoryklinik. Träger des Hirt - Preises. Mitglied des wissenschaftlichen Beirats der WissIOMed® Akademie. Präsident des Verbandes der Gehirntainer Deutschlands VGD® und der Memory - Liga.

Adresse: 77736 Zell. a. H., Birkenweg 19, Tel.: 07835-548070 Fax: 07835-548072

e-mail: memory-liga@t-online.de

Alle Rechte vorbehalten. All rights reserved. Tous droits réservés.
© B. Fischer

2009 WissIOMed GmbH, Eichenbachstr. 15, D-77716 Haslach
Lektorat: Dr. Uta Fischer, Fachärztin für Neurologie u. Psychiatrie
Satz und Gestaltung: Christine Kracke
Gestaltung des Bucheinbandes: H.P. Brosamer, Bohnackerstr. 7, D-77716 Haslach
ISBN 3-9804146-4-7

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	7
Einleitung	8 - 11
 Beginn:	
Die unsterbliche Eintagsfliege	12 - 13
Der göttliche Minister als Traumfachmann	14
Die Fliege mit Geschichtsbewußtsein	15 - 16
1. Fliegenbrief	
Einfach monumental	17 - 18
2. Fliegenbrief	
Epilog 1. und 2. Fliegenbrief	19
 <u>Fixis Träume:</u>	
Der siebzehnjährige Kellerstaub	20 - 21
- <i>Entwicklungsstopp</i>	
Der leichenblasse Schulfreund	22
- <i>Entwicklungsstopp</i>	
Der stinkende Waldmensch	23 - 24
- <i>gefährlicher Entwicklungsstopp</i>	
Das glühende Fünzigpfennigstück	25 -
26	
- <i>mangelnde Weiterentwicklung und deren Überwindung</i>	
Nobody is perfect	27 - 29
- <i>Hemmung und Überwindung der Hemmung durch Alltägliches, Banales</i>	
Die altägyptischen Bückmensen	30 - 31
3. Fliegenbrief	
Epilog 3. Fliegenbrief	32
 <u>Fixis Traum:</u>	
Der ätzende Rülpser	33 - 34
- <i>luziferische Menschen</i>	
Die aggressiven Heiligen	35 - 37
4. Fliegenbrief	
Epilog 4. Fliegenbrief	38
 <u>Fixis Träume:</u>	
„Die Lederhaut“	39 - 40
- <i>gestoppte Aggression</i>	
Fridolin, der Wunderhund	41 - 42
- <i>überwundene Aggression</i>	

Die Fußballmeisterschaft	43 - 44
- <i>dümmliche, ungezielte Aggression</i>	
Epilog Die Fußballmeisterschaft	45
Der stumpfe Briefpfeil	46
- <i>unerwiderte Aggression</i>	
Der Hustentee	47
- <i>überwundene Aggression</i>	
Blutlachenträume	48 - 49
- <i>verzeihende Aggression</i>	
Die wütende Muräne	50
- <i>sich selbst verschlingende Aggression, Haß, Verzweiflung,</i>	
Kalte Rache	51 - 52
- <i>partnerlose Aggression</i>	
Der erfolgreiche Denker	53 - 54
- <i>kreative Aggression</i>	
Regeln, Regeln über alles,	55 - 56
über alles in der Welt	
5. Fliegenbrief	
Epilog 5. Fliegenbrief	57
<u>Fixis Träume:</u>	
Melde gehorsamst: Heimatland terroristenfrei	58 - 59
- <i>Erschreckende Zukunftsideologien</i>	
Die neue demokratische Demokratie des Jahres 2030?	60 - 65
- <i>erschreckende ideologische Aus- und Ansichten</i>	
Die halsumschlingende Liebe	66 - 67
- <i>verschleierte Ideologie</i>	
Der Mundgeruch	68 - 69
- <i>tödliche Ideologie</i>	
Die Angst des Erleuchteten	70
- <i>Angst vor Machtirren</i>	
Der blutige Kopf	71
- <i>pubertärer Entwicklungssprung</i>	
Der mongolische Feuertopf	72 - 75
- <i>Erwachsenen-Entwicklungssprung</i>	
Der Mumientraum	76 - 77
- <i>Loslassenkönnen als Entwicklungssprung</i>	
Die Kellerkinder	78
- <i>Verhinderung der Regression als Entwicklungssprung</i>	
Das fleischklumpige Wandbild	79 - 80
- <i>Heilung durch Tötung Entwicklungssprung</i>	
Der wandernde Skifahrer	81 - 82
- <i>Sprung über die eigenen Normen</i>	
Nichts ist unmöglich oder	83
die erlösten Seelenschwalben	
- <i>kreativer Entwicklungssprung</i>	
Die Ruck-Zuck-Zeit oder der tote Wanderweg	84 - 85

Im Andenken an die Brücke vom Mostar

- *ein Widerspruch in sich selbst (contradictio in adiecto)*
Ideologie und Kreativität

Die verlorenen Füße	86 - 88
6. Fliegenbrief	
Die abgehackten Kokospalmen	89
7. Fliegenbrief	
Epilog 6. und 7. Fliegenbrief	90
 <u>Fixis Traum:</u>	
Die Morgenminute	91 - 92
- <i>punktueller Regression</i>	
Wir regulieren vieles, aber wir regeln nichts	93 - 99
8. Fliegenbrief	
Epilog 8. Fliegenbrief	100
Der freie Wischmensch	101 - 103
9. Fliegenbrief	
Epilog 9. Fliegenbrief	104
Die teuflisch gute Idee oder die Endgültigkeitssehnsucht	105 - 106
10. Fliegenbrief	
Epilog 10. Fliegenbrief	107
Die Bananenrepublik	108 - 109
11. Fliegenbrief	
Epilog 11. Fliegenbrief	110
Der Spielverderber	111 - 113
12. Fliegenbrief	
Epilog 12. Fliegenbrief	114
Der Zisch	115 - 116
13. Fliegenbrief	
Epilog 13. Fliegenbrief	117
 <u>Fixis Träume:</u>	
Der kreisneblige Traum	118 - 122
- <i>Der große Wille - Tagträumereien</i>	
Die Neujahrsgeister	123 - 125
- <i>Der mittlere Wunsch - Tagträumereien</i>	
Erdiges Gedankenbild	126
- <i>Die kleinen Worte - Tagträumereien</i>	
Gleicher unter Gleichen	127 - 128
14. Fliegenbrief	

Epilog 14. Fliegenbrief	129
Das Geheimnis der Statuen	130 - 134
15. Fliegenbrief	
Epilog 15. Fliegenbrief	135
Religionen?!:	136 - 138
Ab in die Nischen	
16. Fliegenbrief	
Epilog 16. Fliegenbrief	139
<u>Fixis Träume:</u>	
Der Geburtstag des Christkinds	140 - 141
- <i>Die Überwindung der Angst und das angstfreie tägliche Friedhandeln als neue Dimension des Seins</i>	
Dezembrige Hektik	142
- <i>eine neue weihnachtliche Sichtweise</i>	
Der brechende Weihnachtsbaum	143
- <i>Verzweiflung - Erwachen - Entscheidung</i>	
Foxi, der Philosoph	144 - 146
17. Fliegenbrief	
Epilog 17. Fliegenbrief	147
<u>Fixis Träume:</u>	
Alter Wein in neuen Schläuchen	148 - 150
- <i>Denken als Unikat</i>	
Der ruckhafte Spaziergang	151 - 152
- <i>Denken als Intuition</i>	
Der sprechende Spiegel	153 - 156
- <i>Denken als anregende Halluzination</i>	
Das dümpelnde Denkschiff	157 - 159
- <i>Denken als kommunikative Tagträumerei</i>	
Der See ohne Abfluß	160 - 162
- <i>„Un“-menschliche Kommunikation</i>	
Epilog „Un“-menschliche Kommunikation	163
Die überraschenden Reiseschuhe	164
18. Fliegenbrief	
Epilog 18. Fliegenbrief	165
Das wütende Gehirn	166 - 167
19. Fliegenbrief	
Epilog 19. Fliegenbrief	168

Vorwort

Vieles Menschliche ist schon komisch
aus der Sicht der Fliege Fixi.
Verträge hält sie ein, solange sie ihr nützlich erscheinen.
Logische Begründungen lehnt sie nicht ab,
aber sie lächelt leise darüber,
lächelt leise in sich hinein.
Die, die logischen Begründungen,
kommen ihr vor wie Flügel ohne Körper.
Sie findet sie richtig im Moment des Nachdenkens darüber.
Aber sie hält sich, genauso wie bei den Verträgen,
solange daran, solange Logik ihr nützlich erscheint.
So reihen sich ihr Geschichten, Verträge, Abmachungen,
Briefe, Erlebnisse perlschnurartig quirlig aneinander.
Doch viele Schlaufen, Knoten, Auslassungen,
fehlende Begründungen, fehlende Schlußfolgerungen und
Umgehungswege sind vorhanden.
Es ist keine logische Geschichte.
Es ist Fixis Geschichte, Fixis Lebensgeschichte.
Über alle Erlebnisse, Schlaufen, Knoten etc. etc.
denkt Fixi nach,
versucht, aus „Fliegenmenschensicht“ nachzudenken und zu träumen.
Ob diese Einsichten neu sind, ist ihr ziemlich gleichgültig.
Sie vergleicht nicht ihre Einsichten
mit den Einsichten anderer Fliegen oder anderer Menschen
in Richtung wahr oder falsch, besser oder schlechter.
Es sind ihre Ein- und Ansichten.
Basta! Das genügt fürs erste.
Und so erzählt sie, einfach so, ihre Geschichte
zur Unterhaltung, zum Spaß,
zum Denken, zum Nachdenken,
zum Träumen.

Jeder Fliegenbrief wird mit einem Epilog abgeschlossen.
Jedem Traum von Fixi wird je nach Inhalt eine soziologische, philosophische,
neuropsychologische bzw. neuro-psychiatrische Zuordnung beigelegt.

Verwendete Abkürzungen:

G.M. = Göttlicher Minister
G. = Gott

Einleitung

Von Tag zu Tag Geschichten

Mit 40 Jahren beginnt die Weisheit!
Soll dieser schwäbische Spruch sagen,
wir brauchen lange, fast unendlich lange,
fast unser ganzes Leben,
um Abstand und Zugriff zugleich
von uns und zu uns zu gewinnen?

Abstand von uns, um uns in unserer
Schwachheit und Stärke,
Freude und Trauer,
Heiligkeit und Verdorbenheit,
Naivität und Raffinesse
mit Trauerfreudetränen
betrachten zu können.

Zugriff zu uns zu gewinnen,
um aus unseren Kellern,
Wohnzimmern,
Schlafzimmern,
Speichern
Spielbälle,
viele Spielbälle, zu holen,
durchs offene Fenster
auf viele Wiesen zu werfen,
um mit vielen Freundfeinden
auf vielen Wiesen
jeden Tag aufs neue
damit zu spielen.

Oder?!

Soll der schwäbische Spruch vielleicht
durch den selbstironischen Spruch der Berliner:
„Ick weeiß nicht, warum die Schwaben mit 40 Jahren
gegenüber anderen Volksstämmen so bevorzugt
werden sollen“,
ergänzt werden.

In knappsten Worten wird durch diesen Zusatzspruch ausgedrückt:
Weisheit ist kein gepackter Koffer,
kein gepackter Rucksack.

Weisheit ist hier eher wie ein Seifenkistenauto aufzufassen.
Wir schleppen es den Hang hoch,
fahren gemeinsam schreijuchzend den Hang hinunter,

freuen uns - warum, wissen wir nicht -,
daß es uns gibt,
freuen uns - warum, wissen wir nicht -,
daß wir gern gemeinsam den Hang hinuntersausbrausen
und freuen uns - warum, wissen wir nicht -,
daß die Fahrt zu Ende ist,
um eine neue zu beginnen.

Draußen zu fahren
und drinnen mich selbst zu betrachten,
jeden Tag neu,
jeden Tag anders,
von Tag zu Tag,
das ist unfertig,
unvollendet,
schrecklich;
das ist unfertig - ich kann weitermachen
unvollendet - ich kann weitermachen;
das ist das von Tag zu Tag
gelebte tolle Leben.

Das ist das Leben,
das den Regenbogen sieht und sich unendlich daran freut.
Das ist das Leben, das den Regenbogen fassen, beherrschen will
und unendlich traurig ist, daß er nicht faßbar, nicht beherrschbar ist.
Das ist Leben,
das beides zugleich zupackend betrachtend und genießend erlebt.
Oder wie es ein Philosoph ausdrückt:
„Der wahre, weise Genußmensch ist aktiv
in der (genießenden) Passivität.“

Keine alltäglichen Geschichten,
keine tagtäglichen Geschichten,
keine von Weisheit tiefenden Geschichten,
sondern Geschichten, Erlebnisse,
wie sie mir und Dir von Tag zu Tag passieren,
wie sie von Tag zu Tag an mir, an Dir vorüberziehen („passieren“),
mich und Dich berühren, anrühren,
mich und Dich einbeziehen,
vereinnahmen,
manchmal fast auffressen,
dann mich und Dich wieder ausstoßen,
und dann mich und Dich gleitfühlen lassen:
Das ist mein „Tag zu Tag“-Leben.
Davon will ich hie und da etwas schreiben.

Auch im Schreibstil kommt dieses „Tag zu Tag“-Erleben zum Ausdruck.
Manchmal Geschichten,
manchmal Gedichte,
manchmal Gereimtes,
manchmal freundlich Ungereimtes,
manchmal holprig Mitfühlendes,
manchmal Elegantes.

Es ist ein Stil, der Kurven nach oben und unten schlägt.
Es ist ein Schreibstil, der sich mit dem Schnabulieren und dem Schwafeln eng verwandt fühlt.
Das Fabulieren ist sein zweites feuriges Element, das durch Deutungen, Erklärungen in Epilogen informativ ergänzt wird.
Vielleicht treffen wir ins „Schreibstilschwarze“, wenn wir die Worte schnabulieren, schwafeln, fabulieren, informieren als „schwabulieren“ zusammenfassen.

Heureka!
Ich hab's!
Unsere Geschichten sind schwabulierend geschrieben,
sind Schwabuliergeschichten.
Schön!?
Oder?!

Jedes Wort, jeder Satz, die gewebten Gedankengebäude sollen einen dazu auffordern, nein, sie sollen einen fast dazu zwingen, althergebrachte Denkschienenstränge, gemütliche Beurteilungsstühle und gemütliche Beurteilungstische zu verlassen.
Während des Lesens muß das geöffnete Denkszelt in diesen Geschichten jedesmal neu, jedesmal in eine andere Richtung aufgeschlagen werden.
Dinnen ist der Tisch und Stuhl durch eine Staffelei mit einer gespannten Leinwand ersetzt. Auf ihr werden die Worte, die Sätze, die Gedanken aufgemalt, verändert, neu zusammengefügt, übermalt.

Nach kurzer Zeit fängt plötzlich das lebendige wirblig - schimmernd - glitzrige Wortgemälde an zu gehen, zu rennen, zu fliegen, zu gleiten, so wie es will, und geht über Länder, Meere, Wolken hinweg hinein in die Köpfe der Menschen.
Ist guter Boden vorhanden, pflanzt es sich fruchtbringend ein.

Deutsch ist eine wundersam beseelte Sprache, die sich im Reden und Schreiben immer neu bildet.

Deshalb sind die Geschichten lesbar, erlebbar aber schwer in eine andere Sprache übersetzbar.

Immer sind die Geschichten von der Suche nach Erkenntnis,
von der Suche nach freudigen schriftlichen Gestalten getrieben,
für Sie
und für mich selbst.

Die Hauptgeschichten werden mit einem Epilog abgeschlossen.

Beginn

Die unsterbliche Eintagsfliege

Unzufrieden, äußerst unzufrieden war die schon etwas ältere Eintagsfliege Fixi am Spätnachmittag.

Mit Fressen, Eierlegen waren die Stunden verflogen.

Sie hatte nicht mal Zeit gehabt, auf das Dach zu fliegen, um sich umzusehen.

Ja schlimmer, sie hatte nicht mal eine Ahnung davon, daß ein Dach existierte.

Aber sie fühlte deutlich, daß ihr viele Erlebnisse vorenthalten waren, und so fing sie an, fürchterlich laut zu schluchzen.

Der zuständige göttliche Minister für die adäquate geistige Fliegenentwicklung reagierte augenblicklich.

Bisher wurde er nämlich noch nie gefordert,

und sein Amt begann ihn sogar bis zu diesem

Zeitpunkt etwas zu langweilen. Doch nun hellwach,

suchte er eine Lösung für das Problem. Als er der Fliege seinen auf- und anregenden Vorschlag ins Ohr flüsterte, begannen sich beide zunicke, zustimmend verschmitzt zuzulächeln, zu lachen, zu wiehern vor Lachen.

Folgenden Vorschlag hatte der göttliche Minister (G.M.) gemacht:

Die Fliege könne ab sofort in jedem Zeitalter und in jedem Land, in jedem Tier oder Pflanze oder Menschen für einen Tag leben.

Sie erinnere sich jedoch am nächsten Tag nicht mehr an den vorhergehenden.

Aber sie bräuchte auch nicht fürs Essen und Eierlegen zu sorgen.

Sie dürfe in dieser Zeit die Zeit zum erkundenden Forschen nutzen.

Ihre Zeit könnte sie benutzen, um aus den Menschen, Lebewesen, Dingen, Ideen, Überlegungen, Ängste, Wünsche, Hoffnungen herauszukitzeln, die ihr, Fixi, weiterhelfen würden, die ihre Entwicklung fördern würden.

Daß dabei auch viel Negatives zutage käme, wäre selbstverständlich.

Dies hieße aber nicht, daß das Land, die Menschen, das Zeitalter in dem sie sich gerade aufhielte, als negativ zu beurteilen wären.

Hier gibt es bzw. gäbe es viel, unendlich viel Positives zu berichten.

Doch die Fliege Fixi fragte sich:

„Was kann ich, die Fliege Fixi, für mich ganz allein aus diesen Erlebnissen lernen?“

Die Entwicklungslinien der anderen und die Entwicklungslinien von Fixi kreuzten sich oft, sehr oft. Sie waren manchmal überkreuzt.

Durch die geistige Verschiedenartigkeit von Fixi und den anderen war dies vorherzusehen und vielleicht gewollt.

Wenn Metall auf einem anderen Metall reibt, wird Wärme, Spannung erzeugt.

Dies fördert den Fluß der Elektronen, dies treibt im übertragenen Sinne die Geschichte, die Entwicklung an für das Heute, für das Jetzt.

Die Fliege Fixi durfte also in dieser Zeit sich alle Zeit zum Erkunden nehmen.
Alle anderen Tätigkeiten durfte der nun hellwache und beschäftigte und göttliche
Minister übernehmen.

Beide waren über den Wechsel glücklich.

Vorläufig.

Nun, wir werden sehen.

Der göttliche Minister (G.M.) als Traumfachmann

Der göttliche Minister für die adäquate geistige Fliegenentwicklung beschloß, zusätzlich jede kostbare Sekunde für die Entwicklung des Geistes von Fixi zu nutzen.

Während Fixi schlief, ließ er manchmal Träume im Form von Geschichten, Gedichten, Erlebnissen in ihr aufleuchten.

Sie sollten ihr helfen, das am Tag Erlebte und Gesehene aus einem wiederum anderen Blickwinkel heraus zu verarbeiten. Es sollte ihr manchmal helfen, sich auf Ereignisse des nächsten Tages vorzubereiten.

Um diese Geschichten, Gedichte, Erlebnisse gut einordnen zu können, sind sie gesondert gekennzeichnet.

Nach der Überschrift erfolgt eine weitere Erklärung.

Z.B. Seite 21 - 22 Der siebzehnjährige Kellerstaub
 - Entwicklungsstopp

Durch diese Erklärung (hier: Entwicklungsstopp) soll deutlich gemacht werden, welchen geistigen Blickwinkel G.M. für Fixi besonders beleuchten will.

Die Fliege mit Geschichtsbewußtsein

1. Fliegenbrief

Der erste Tag.

Im Jahre 1601.

Sie war bei den australischen Ureinwohnern, den Aborigines, zu Gast.

Freundlich, voll Vertrauen wurde sie empfangen, wurde ihr alles gezeigt.

Sie, die Fliege, war für die Aborigines ein Teil der Natur, und daß sie reden konnte, um so besser.

Natur, Leben, Sterben, Mensch, Tier, Pflanze, Stein und Fliegen, diese Worte waren während des gemeinsamen Gesprächs keine Worte, nein, sie wurden zu Kleidern, die sich alle anzogen, die allen wie angegossen paßten.

Bei den Ureinwohnern war ja so viel zu sehen, so viel zu erleben, so viel für sich zu verarbeiten, daß ein Tag auf keinen Fall ausreichte.

Und als der Tag im Jahre 1601 sich mit der Abenddämmerung zu verabschieden begann, wurde das alte Flieglein zum ersten Mal in seinem Leben etwas traurig. Es wurde traurig über den Gedanken, daß alles, was es erlebt hatte, mit dem Ende des Tages aufhörte zu existieren.

Und dann?

Sollte sie sich, die forschende Fliege, wie ein Schaf auf den Boden legen und dummbütend, wenn auch schluchzend, verenden.

Nun gerade das wollte sie, obwohl sie schon recht kurzatmig war, auf keinen Fall tun.

Zumindest wollte sie mit klaren, wenn auch unzufriedenen Augen sterben.

Dann kam ihr eine Idee.

Sie setzte sich auf ein Geländer und ließ sich von G.M. in das 20. Jahrhundert versetzen. Das Geländer verwandelte sich zu einer Vorhalle eines Postamtes. Sie schaute den Menschen zu, wie sie Briefe aufgaben und abholten. Und sie machten die Briefe auf und lachten und weinten, anscheinend je nachdem was auf dem Papier stand.

Wie das ganze Briefschreibeneinwerf- und -abholsystem funktionierte, war der Fliege nicht klar. Doch es funktionierte, darüber war sie sich sicher, und mehr brauchte sie ja auch nicht zu wissen. So nutzte sie dieses System für Ihre Zwecke schamlos aus. Der Minister mußte ihr während ihres Lebens zu Diensten sein. So war es ausgemacht. So beauftragte sie ihn, die Gedanken, die sie hatte und die er kraft seiner göttlichen Kraft aus ihrem Stirnrunzeln ablesen konnte, niederzuschreiben.

Wenn er etwas nicht verstanden hatte, ließ sie sich auch mal herab, es ihm noch einmal deutlich ins Ohr zu sagen.

Die Briefe mußte er dann frankiert und mit der Adresse versehen postlagernd zu der Adresse senden, an der sie am nächsten Morgen aufwachte.

Die nächste Adresse hatte sie schon.

Alice Springs postlagernd.

Ein bißchen gehetzt und unzufrieden war er schon, der G.M., und er mußte, wollte er sich nicht selbst untreu werden, die Aufträge befolgen, wenn auch mit einer ausgedehnten Falte quer über der Stirn. Aber er mußte auch ein bißchen lächeln über die Eintagsfliege. Sie setzte seine und der Menschen Kraft ein, um selbst Geschichte zu haben, Geschichte zu sein, Geschichte zu werden. Als der Brief in den Briefkasten fiel, schloß sie dann müde und zufrieden die Augen.

Als sie im 20. Jahrhundert ihr zweites Ureinwohner-Fliegentagesleben zu leben begann, war sie gleich furchtbar beschäftigt. Sie beschloß, auch das Erlebnis des 2. Tages in einem Brief zusammenzufassen und mir, Egon, den sie zufällig auf ihrer Reise als Schreibkundigen ausgekundschaftet hatte, jeweils eine Kopie davon zu schicken. Da sie dies ab jetzt immer tat, ging kein Brief verloren. Und ich habe ihr versprochen, immer wenn ein paar Tage um waren, ihre Briefe zu vervielfältigen und sie den Menschen, sie sich dafür interessierten, zum Lesen zu geben. Der Fliege war dies ein großes Anliegen. Die Menschen sollten einfach auch einmal wissen, was Fliegen denken, vor allem was unzufriedene Entwicklungsfliegen denken.

Einfach monumental

2. Fliegenbrief

Am zweiten Tag sah sich Fixi die australische Savanne an.

Inmitten der australischen Savanne, ob sie so heißt, weiß ich nicht ganz genau, erheben sich plötzlich, urplötzlich, ohne Ankündigung zwei Felsmassive: Uluru und Mount Olga.

Beide Felsen sind majestätisch, diskussionslos, sprachlos machend, sie sind einfach da.

Auf dem Uluru, auf dem Ayers Rock: Ein herrlicher Blick ins weite, flache Land, ins weite, sich unendlich deh nende, sich streckende Rund belohnte den atemberaubend windwehenden Aufstieg.

Und die Aborigenes, die Ureinwohner?

Die Bewohner des sich dehnend gähnend streckenden Traumlandes,
die Bewahrer der Natur,

die, die von Wasserstelle zu Wasserstelle zogen und ziehen,

die, die von einer Kleinhorde behütet leben und sterben,

die, die ohne Horde lebend sterben,

die, die Horde, wenn es Not tut, leben und sterben läßt,

sie nennen ihn ihren heiligen Berg, Uluru.

Er ist ein Monument auf ewig steingewordener Gottheit, unveränderlich,
beschützend, bewahrend und schattenspendend.

Uluru, der Schattenspender.

Hätte ich hier gelebt, wäre dies auch mein Glaube, mein Angstentzahn
geworden, für immer, auf ewig, unveränderlich und deshalb steinbröckelnd,
steinbrüchig.

Und der Mount Olga?

Monumentale Felsspalten, hochragend mit eingestanzten Felslöchern.

Die Gesteinsbrocken übersteigend denke ich, dies waren die Spielbälle der Götter.

Eins werden mit diesen Monumentalen ist hier der von allen gedachte, erhebende
Gedanke.

Im Antlitz dieser himmelberührenden Wand, im Antlitz des eigenen, plötzlich so
winzigen Körpers, unveränderlicher, ewiger, immerwährender, brüchiger Gedanke.

Tanz, Spiel, Trank, Frau, Trunkenheit bringen uns näher zur Gottheit und lassen uns
verschmelzen mit ihr.

Jetzt bin ich schon ganz nah, jetzt fühle ich fast wie die Ureinwohner.

Kein Drang, kein Zwang zum Ändern ist mehr da. Alles ist schön, alles ist schon
gedacht, alles ist schon gemacht.

Und was, wenn ein einziger geboren ward, der Neues, Ungewöhnliches dachte.

Ein einzelner Denker wäre durch die Natur und die Horde zu Tode gekommen, bevor
er seine Gedanken zu Ende gedacht hätte.

Er müßte ausgestoßen, getötet werden, um das Traumland vor dem Erwachen zu
bewahren.

So leben sie hin, ohne Zeit, auf ewig im Traum.

Und heute?

Wach gerüttelt ist's nur wenigen vergönnt, das Land der Wachen, der Guten und
Bösen langsam erkundend zu tasten, zu greifen.

Der Lebenstraum ist verwehrt: doch im Nachtraume, im Tanz und im Rausche wird die Erinnerung, oft Körper und Geist vernichtend, bewahrt.

Der Rausch gibt ihnen das Gefühl, sich an alte Zeiten und traumhaft und schwebegleitend erinnern zu dürfen.

Doch sie vermehren sich stetig, die Ureinwohner. Sie werden mehr, und sie mehren ihre Gedanken im Wachland.

Vielleicht müssen die Träumer ihr Land vor der Zerstörung bewahren, und vielleicht müssen sie, die vergammelten, stinkenden und alkoholdurchdränkten und von schmutztriefenden Wortbrocken Besudelten und tief Verletzten, die allmählich Erwachsenen, die gemeinsam mit ihren Aborigines-Brüdern, die Professoren, Unternehmer, Politiker sind, die anderen, die Weißen, die nur wachen, lehren, ein wenig zu träumen.

Vielleicht werden die Träumer ein wenig wacher, und die Wachen beginnen ein wenig zu träumen.

Vielleicht macht das Ballspiel Traum - Wachen, Wachen -Träumen, Wachen - Wachen, Träumen - Träumen am Tag und in der Nacht für alle ein wenig Freude.

Doch bis die scharfkantigen Bälle rund gespielt und weich gefedert sind, werden sie den Weißen und den Ureinwohnern noch viele Schründen und Wunden schlagen.

Eigentlich war es schön, daß ich erkennen durfte, darüber nachdenken durfte, was alte und junge Völker bewegt hat.

Mit diesem dankbaren Gefühl schlief ich, Fixi, ein.

Epilog

1. und 2. Fliegenbrief

Fixi erkennt,
daß Traum und Wachsein,
daß Rückzug und Auszug,
daß Beharren und Veränderung
prinzipielle Eigenschaften des Lebens
und damit auch des menschlichen Lebens sind.
Überwiegt ein Teil dieser Eigenschaften zu sehr,
werden die Lebensmuster gestört,
manchmal sogar zerstört.
Erst wenn ein Teil dem anderen Teil etwas zu sagen hat, ohne ihm unterworfen zu
sein,
ihm zeitweilig zu Diensten ist
und umgekehrt,
kommt es durch den Zusammenfall der Gegensätze, der sog. coincidentia
oppositorum, zu kreativem Neubeginn, zu kreativen Veränderungen.

Fixis Träume

Der siebzehnjährige Kellerstaub

- *Entwicklungsstopp*

Sechs Jahre, sechs volle Jahre war ich alt.
Die Schule, ja, die Schule hatte begonnen.
Neue Kameraden, neue Freunde, neue Kameradschaften,
neue Freundschaften.
Meine Mutter, ob sie wollte oder nicht,
sie mußte mich ziehen lassen.
Hinaus in die Stadt, in die ganze Stadt.
Die ganze Stadt war jetzt mein geworden.
Ich durchschritt sie frei, unbändig frei.
Mir war so,
als hätte ich mich gleichzeitig gehäutet
und ein Seil, das mir um den Leib geschnürt war,
abgeschüttelt.
Ein jugendfreier Film vom Wilden Westen war angekündigt.
Ich, wir, wir alle gingen hin
und träumten noch den ganzen Tag von der Freiheit,
der unendlichen, grenzenlosen Freiheit.

Und als ich am nächsten Morgen Brötchen in der Bäckerei holte,
stand sie, die Sechzehndreivierteljährige, neben mir.
Sie würde bald siebzehn, sagte sie.
Und jetzt hätte sie einen festen Freund, sagte sie.
Und jetzt hätte sie es bald geschafft, sagte sie.
Sie würde dann heiraten.
Sie wäre dann versorgt.

Ich war noch so jung,
und doch trafen mich die Worte wie ein Peitschenhieb.
Ich sah sie an,
ich sah ihr ins Gesicht.
Es war das Gesicht einer Greisin.
Es war das babypausbäckige Gesicht des alten, uralten, unreifen
Menschen.
Es war das Gesicht einer alten Spinne,
die ihr jugendliches Opfer im Netz erwartet.
Es war das alte, vertrocknete, glanzlose, hoffnungslose Gesicht
eines Tieres, einer Ratte, einer Maus oder was auch immer,
das von einem Kellerraum in den anderen rennt, um Futter
zu haschen.
Aber die Strahlen der Sonne,
den steilen Weg aus dem Keller bemerkte es nicht.
Ich hustete.

Ich hatte das Gefühl, alter Staub rieselte auf mich und versuchte, mich zu umhüllen.

Dann rannte ich los auf die Straße,
auf die nächste Straße,
auf die übernächste Straße
und auf die überübernächste Straße,
bis ich den Staub los war.

Meine Mutter wunderte sich, wo ich solange blieb.
Als sie mich und meine blinkfröhlichforschenden Augen sah,
sagte sie nichts.
Sie lächelte nur zufrieden in sich hinein.

Fixis Träume

Der leichenblasse Schulfreund (in Hexametern zu lesen)

- *Entwicklungsstopp*

Nach Jahren komm' ich zurück in die Straß' meiner Jugend.
Viele liebe Gesichter treffe ich, beschwatz' ich, betast' ich.
Sie sind gebräunt vom herrlichen Schnee- und Sandsturm
der Ferne.

Und wieviel gib's zu reden, zu erzählen und zu tratschen.

Und staunend betrachten wir alle uns heimlich;
aus Kindern sind Frauen und Männer geworden,
oft fremd im Gesicht und der Kleidung.

Doch fangen wir an zu reden und uns zu regen,
sind wir alle wieder daheim im Hause der Jugend versammelt.

Doch zwei Freunde der Jugend, sie seh' ich still sitzend
im trautplauschenden Kreise.

Ihre Haut weißfältlich, leichenblaß; sie sind zu Greisen gealtert.

Und sie erinnern sich nur an früher, an die Jugend.

Nicht an das Kürzliche, an gestern, an heute, an morgen,
sie, die ewigen Greise, sind nie andere Straßen gegangen,
haben nie andere Laute gehört,

haben nie verzweifelt sich heimwärts geseht
und sind dann doch draußen geblieben.

Sie, ja sie blieben immer dieselben.

Sie, ja sie ... und hier weinte ich bitter

sind gestorben, bevor sie zu leben begannen.

Fixis Träume

Der stinkende Waldmensch

- gefährlicher Entwicklungsstopp

Er, der Waldmensch, war ziemlich gereizt.
Seit Tagen regnete es.
Das säuerlich riechende, felljuckend, fellätzende Naß
ließ ihn, den König der Wälder,
abgerissen und zottig erscheinen.
Nicht einmal Rehkitze nahmen ihn mehr ernst.
Wenn er zu seinem einst furchterregenden
blätterzittrigen Gebrüll ansetzte,
blökten die Kitze leise, doch furchtlos zurück.
Außerdem schien ihnen der ätzende Regen
nichts auszumachen.
Ihr Fell, es glänzte wie immer.

In seiner Höhle streifte er alles ab,
was ihn behinderte,
Haut, Fell, Gebiß, Krallen, Gebrüll.
All dies packte er in eine Seekiste.
Eigentlich hatte er diese Schauspielrequisiten
vernichten wollen,
aber wenn er mal wieder zurückkäme?
Na ja, man konnte ja nie wissen.
Er war ja auch froh, daß er vor Jahren
seinen Anzug, sein Hemd,
seine sensible Haut, seinen Intellektuellenkopf
und seine giftige Tintenfeder nicht weggeworfen hatte.
Er schüttelte die verstaubten Sachen ordentlich aus,
zog sie ordentlich an und ging in die Stadt.

Auf dem Wege dorthin stampfte er manchmal
noch ziemlich heftig auf.
Doch er war immer noch sehr lernfähig, sehr wandlungsfähig.
Als er in der Stadt ankam, wurde sein kräftiger, zielstrebender,
raumgreifender Schritt allgemein bewundert.
Und dann begann er zu schreiben
in Zeitungen, Zeitschriften, Büchern,
felljuckend, fellätzend, säuerlich riechend.
Und er wurde hier, was er schon immer war:
Der König des Blattwaldes.
Seine Feder zischte brüllpeitschend durch die Luft;
alle duckten sich, um den Orkansturm der Worte
heil zu überstehen.

Armer, armer Blattwaldbeweger,
Blattwaldbewegter.
Zu stark war sein Federkiel,
zu ätzend seine Tinte,
zu scharfkantig sein Wort.
Und so nahm das Unglück seinen Lauf.
Sie, die Knickmenschen, wählten ihn,
den Tintenfaßschwimmer, zum Führer.
So dachten sie, wären sie sicher vor ihm und seiner Feder.
Anfänglich zuckte der Federkiel noch in seinen Händen.
Doch ziellos, wahllos flog die Tinte dann durch den Raum
und besudelte sein Gesicht, seine Hände, sein Kleid.
Dann fing er an zu schreiben, zu schreiben, zu schreiben.
Kleine, mittlere, große Verordnungen,
alles, das hatte er sich vorgenommen,
sollte besser, schöner, größer, sicherer werden,
allein durch ihn, den Führer.
Er warf die Verordnungen wie Henkerseile
zehnfach, hundertfach, tausendfach über die Menschen.
Und sie, die Undankbaren, waren nicht glücklich darüber.
Sie sammelten alle Seile ein,
steckten sie an, tanzten um sie herum,
weil sie im Verbrennen endlich wärmten.

Und er der Blattwaldmensch?
Er, der Blattwaldmensch, wurde aus der Stadt gejagt.
Die Menschen hatten entdeckt,
daß er früher Fell über der Haut hatte;
schwärende, ansteckende Wunden
an der Brust und am Rücken waren
die stummen-stinkenden Zeugen ihrer Vermutung.
Nun war er allein.
Keine Stadt, keine Wald wollte ihn mehr.
Und er fing an, heulend zu laufen,
zu laufen, zu laufen.
Ohne Essen, ohne Trinken lief er Tag und Nacht.
Und er begann immer kleiner zu werden.
Er lief seine Wut, seine Machtvollust, seinen Haß ab.
Als er nur noch Stecknadelkopfgröße hatte,
kam er an einem Huhn vorbei;
es legte gerade ein Ei.
Fast hätte ihn das Ei erschlagen.
Mit letzter Kraft bohrte er sich ein Loch in das Ei,
schlüpfte hinein und fiel sofort in einen traumlosen Tiefschlaf.
Gott sei Dank, hörte und sah er es nicht mehr:
Das Ei wurde, weil es fürchterlich stank,
unbebrütet vom Bauern auf den Misthaufen zu Abfall geworfen.

Fixis Träume

Das glühende Fünzigpfennigstück

- *mangelnde Weiterentwicklung und deren Überwindung*

Eigentlich wußte ich nicht recht, was ich heute machen wollte.

Ich beschloß ...

Nein, eigentlich beschloß ich gar nichts.

Ich ließ mich einfach wie ein säuselnder Wind durch Weinheim wehen.

In die Hauptstraße,

am Kino vorbei,

am Eiscafé Bertolini vorbei,

am Kaufhaus Birkenmeyer vorbei.

Jetzt kam es wieder!

Das dumpfe Gefühl im Kopf,

um den Kopf.

Jetzt hatte ich wieder das Gefühl,

ein leerer schwabbliger Gummireifen lag auf meiner Stirn,

in meiner Stirn.

Und er ließ mich nicht klar sehen, klar denken.

Ich kam mir soweit weg vor von mir,

gerade so, als wäre ich an der Stirn zwischen den porösen Gummi gepackt worden.

Er war hinter mir und vor mir;

er war eigentlich überall.

Ich konnte in ihn reinfassen, er war schön warm, ohne Widerstand.

Meine Hand war, wenn ich sie beim Zurückziehen betrachtete,

sauber wie eh und je.

Nichts blieb von dem Gummi an ihr hängen.

Und ich konnte an meiner Stirn so schnell und soviel wischen wie ich wollte.

Nichts!

Das gummiporöse, dumpfschläfrige Etwas löste sich nicht ab.

Wie gesagt: Es wehte mich bis auf die Kreuzung.

Jetzt kam die Entscheidung!

Wohin?

Nach links oder rechts,

nach rückwärts oder vorwärts.

Ich denksäuselte: Die Entscheidung wird mir nicht schwer fallen,

da ich sowieso durch die Stadt schlendere.

Aber die Entscheidung war sehr schwer,

schwerer als ich dachte,

zentnerschwer.

Hätte ich gesagt, ich will einfach mal gucken, was in der Stadt los ist,

ich will einfach mal sehen, ob ich jemanden treffe, den ich kenne,

ja, dann wäre mir die Entscheidung leicht gefallen.

Aber das sagte ich nicht.

Ich, nein, ich wanderte nur herum, ohne zu schauen, ohne zu pfeifen, ohne zu singen.

Ich wanderte nur herum, um,

ja, um das Gefühl zu haben, etwas zu tun ohne denken zu müssen.

Ich wollte die Zeit nicht totschiagen.

Nein, eigentlich wollte ich die Zeit vermeiden,
die Zeit aufheben.

Am liebsten, dieses Bild steht plötzlich sehr wärmelnd in mir auf,
am liebsten wäre ich jetzt zurück in die Gebärmutter geschlüpft
und würde am liebsten glücklich auf immer und ewig im warmsattmachenden
Fruchtwasser dumpfschaukelnd im Dunkeln zu Hause sein.

Am liebsten, ich glaube, das war's.

Ich stand immer noch an der Kreuzung,
nach rechts oder nach links,
nach vorne oder nach rückwärts.

Ich trat etwas zurück, um verhangen, angestrengt nachzudenken.

Da öffnete sich hinter mir eine Tür.

Es war die Tür eines kleinen Cafés.

Gott sei Dank,

die Entscheidung war mir abgenommen,

die Entscheidung war gefallen.

Ich trat ein.

Drinne saß einer mit einem bekannten Gesicht
eine Limo kopfnickend und -schüttelnd anstarrend.

Kurze Begrüßung mit Handheben, Kopfnicken und keltischen Urlaut:

Hei!

Dann zog er unvermittelt ein Fünfzigpfennigstück aus der Tasche.

Er klemmte es zwischen zwei Finger ein.

Dabei versuchte er mich, nicht ganz genau hinsehen zu lassen,
doch ich sah, daß er es zwischen den Fingernägeln eingeklemmt hatte.

Und dann erhitzte er das Fünfzigpfennigstück von unten mit seinem Feuerzeug.

Er sah mich stolz an und brummte:

„Das kann aber nicht jeder, oder?“

Das „oder?“ kam so heiß wie ein versengender Wüstenwind
über seine Lippen gebräust,

daß ich ihm ohne Diskussion zustimmte und ihn auch lobte.

Dann brütete er wieder zufrieden kopfschüttelnd, die Limo anstarrend vor sich hin.

Ich stand ohne Geräusch auf und ging auf Zehenspitzen hinaus auf die Straße.

Plötzlich an der Kreuzung beschloß ich, heute noch nach Paris zu trampeln und dort
das Johannesevangelium auf dem Eiffelturm zu lesen.

So idiotische Gedanken hatte ich in den letzten Tagen nicht mehr gehabt.

Jetzt war ich glücklich.

Komisch!

Der Reif um den Kopf, er war einfach verschwunden, einfach weg.

Mein Kopf tat so, als hätte es nie einen Reif gegeben.

Fixis Träume

Nobody is perfect

- *Hemmung und Überwindung der Hemmung durch Alltägliches, Banales*

Geschrieben, ja, geschrieben habe ich früher schon ab und zu.
Aufsätze, Essays, Gedichte, Abhandlungen.
Mit Freunden die Gedanken besprechen,
diskutieren, hinsetzen, schreiben, korrigieren,
in die endgültige Fassung bringen, war eins.

Heute fühlte ich mich berufen
etwas Besonderes, etwas Außergewöhnliches zu schreiben,
etwas zu schreiben, was die Leute, die Leserschaft,
meine Leserschaft, beeindruckt.

Ich sitze und denke:
Ein Gedicht?
Einen Essay?
Einen Roman?
Ich sitze und denke
vor dem Blatt
und denke,
sinniere, sinniere.
Kein Buchstabe,
keine Silbe,
kein Wort,
kein Satz.
Nichts, einfach nichts,
totale Leere.
Offensichtlich bin ich krank.
das weiße leere Blatt hat mich
krank gemacht.
Da! Ein Satz!
Er fällt mir gerade so ein:
Nobody is perfect.
So was Banales,
das kann man doch nicht schreiben,
so was Triviales.
Jeder kennt doch den Ausspruch,
was ist denn dann daran so neu?
Ich ärgere mich über den blöden Satz.
Doch plötzlich ist mir mein Ärger egal,
vollkommen gleichgültig.
Plötzlich werde ich von meiner Schreibwut,
einem Schreibdrang, überfallen.

Heute, das ist sicher,
bleibt das weiße Blatt nicht unbeschrieben.
Heute nicht!
Ich werde das Banalste,
Trivialste,
Bornierteste,
Erhabenste
niederschreiben.
Geradeso, wie es mir in den Sinn kommt.
Aber ich werde es niederschreiben.
Und ich schreibe,
kraksle,
kleckse,
schreibstottere,
schreibschweifdenke
vor mich hin.
Nobody ist perfect,
vielleicht hat dies etwas mit mir,
mit meiner Verfassung,
meiner Situation zu tun.
Und ich schreibe den Satz um:
Jeder ist auf dem Weg.
Und ich schreibe den Satz noch einmal um:
Ich bin auf dem Weg.
Und ich schreibe den Satz wiederum um:
Der Beginn des Weges ist wichtig.
Und ich schreibe den Satz noch einmal um:
Beginnen ist alles.
Jetzt hab ich's!
Ja, ich glaube, jetzt habe ich den ersten Satz.
Zufrieden, fast selbstgefällig
lehne ich mich zurück.
Da sehe ich sie,
die Ameise,
auf meinem Schreibtisch.
Sie stört meine Konzentration.
Vernichten, zerquetschen werde ich sie.
Ein hundertmal geübter Fingerdruck,
unbewußt, automatisch.
Doch heute,
jetzt, in diesem Augenblick
zögere ich.
Die Ameise,
ein Stückchen Zucker schleppt sie.
Es ist im Vergleich zu ihrem Körper
viel zu groß,
viel zu schwer,
unmöglich zu transportieren.

Sie kann es nicht schaffen.

Niemals!

Aber sie,

sie müht sich,

sie teilt den Zucker,

sie holt Hilfe,

sie drückt,

sie schiebt,

sie arbeitet,

sie schuftet,

und sie schafft es.

Ich klatsche Beifall.

Im Tun, das Tun zu überlegen,

beginnen ist alles.

Der Beginn des Weges ist wichtig.

Nobody is perfect.

Das scheint mir der Gipfelpunkt der Ameisenphilosophie.

Ich klatsche Beifall.

Sie hört ihn nicht,

aber ich, ich höre den Beifall,

und mein leeres Blatt erscheint mir plötzlich übervoll.

Ich muß nur die Striche, die Buchstaben, die Worte,

die Sätze, die Gedanken etwas deutlicher nachfahren,

durchstreichen, korrigieren, neu schreiben,

damit es auch andere lesen können.

Die altägyptischen Bückmensen

3. Fliegenbrief

Ich landete morgens frisch, bevor die Sonne aufging, im alten Ägypten.
Der Minister, ich studierte den Vertrag noch einmal ganz genau,
hatte nichts davon gesagt, daß ich mich nicht teilen dürfe.
So mußte er, etwas lachmurrend, mich gleichzeitig zur Cheopspyramide und nach Luxor bringen.

Und was mußte, was durfte ich sehen?

Als ich auf den Tempeln und den Pyramiden saß, war es ja noch ganz lustig.

Von oben war alles sehr klein und auch ein klein wenig unbedeutend.

Ich hatte einen herrlichen Überblick über sämtliche monumentale Tempelanlagen.

Ich fand sie, wie gesagt, ganz nett gebaut.

Und dann?

Und dann packte mich die Neugier.

Wie sahen dies die altägyptischen Menschen und wie dachten sie darüber?

Ich flog hinunter und setzte mich ganz unauffällig auf die Schulter eines Ägypters aus den Altertum. Und was war das für ein Geschaukel?

Kaum hatten sie nach oben geblickt, bückten sie sich immer wieder und wieder und weiter.

Sie schienen das direkt zu lieben, verliebt zu sein in diese Schaukelei.

Hier darf ich einmal meinen Bericht unterbrechen, um Euch kurz und bündig kundig zu machen über meine Schreibart.

Wir Fliegen denken nicht so logisch wie ihr Menschen dies tut.

Zergliedern, das liegt uns nicht. Schon der Name „zergliedern“ läßt uns in andere Denkgefilde, wie Zehglieder oder Zerrglieder, springen.

Und so etwas können wir gar nicht leiden, wie Sie vielleicht verstehen werden.

So darf ich vielleicht ein menschenangepaßtes Beispiel bringen. Sie denken ja qua (lateinisch qua - durch) Gehirn, qua-Kopf. Der Ausdruck erinnert Sie aber sehr direkt, obwohl er nichts mit der Sache zu tun hat, an Quatschkopf oder wegen mir auch an Quetschkopf. Und Sie gebrauchen diesen Ausdruck qua-Kopf und qua-Gehirn kaum. Ob Sie daraus dann Ablehnungshandlungen ableiten, die mit den Handlungen bei uns Fliegen vergleichbar wären, können Sie selbst besser beurteilen als ich.

Auch das ganzheitliche Denken ist wahrscheinlich nicht ganz so ausgeprägt wie bei Ihnen. Das ganzheitliche Denken kommt bei uns erst spät am Abend.

Vorher sehen wir, erleben wir. Und mit unseren großen Augen können wir aller kleinste Dinge erkennen. Wir können zwischen die Haut und unter die Haut schauen. Und erst spät am Abend erkennen wir alles, wie es zusammenhängt und wie es wirklich zu sein scheint, wie das Ganze, für Fliegengehirne gemäß, einen tieferen Sinn bekommt.

So sind für Euch unsere Gedanken, da sie am Nachmittag und nicht spät abends geschrieben wurden, sprunghaft und oft uneinfühlbar, unlogisch.

Den Sinn der Worte müßt Ihr selbst deuten, ich erfahre ihn am Abend, aber dann bin ich oft schon zu schwach, um zu reden.

Nun aber schnell zurück zu der ägyptischen Schaukelei.

Schauten die Menschen nach oben, waren sie nichts, fühlten sie sich als nichts, handelten sie als Wesen des Nichts.

Sie dachten nicht daran, daß hunderte, tausende, hunderttausende Sklaven ihresgleichen diese monumentalen Mauern, Säulen, Gewölbe, Figuren errichtet hatten. Viele waren dabei gestorben, elend verendet, verunglückt, zu Tode getrampelt, zu Tode geschunden worden zur alleinigen Ehre Pharaos.

Die Größe, die monumentale Größe der Pyramiden, der Tempel hatte die Erinnerung an die schreckliche Entstehungsgeschichte gelöscht. Pharao konnte einfach kein Unrecht tun, also war alles recht, alles klar, alles einfach.

Ich, die Fliege, wurde durch diese Gedanken, die zu mir von ihnen, den Schaukelmenschen, herüberflogen, fast verrückt.

Wie gerne hätte ich einen dieser klebrigen Denkkinder mit auf die Spitze des Tempels genommen, um ihnen eine andere Sicht der Dinge zu gönnen.

Aber ich war zu schwach, meine Flügel trugen gerade mein Gewicht.

Aber das war es nicht, was mich irritierte.

Was mich irritierte war folgendes:

Ich hatte den Vorschlag, mit mir hochzufliegen einem Bückmenschen ins Ohr geflüstert, und was machte er? Er wollte nicht. Er sagte, er wolle einfach nicht. Er habe so ein schönes, vielleicht, das gab er zu, vielleicht ein etwas einfacheres Weltbild. Vielleicht sei es in meinen Augen sogar blöd. Aber er habe Frau und Kinder, und er verdiene, was er brauche, er sei zufrieden. Und etwas zum Glauben habe er auch. Nämlich hier, wenn er aufschaute und schauderte. Und dies alles würde er sich doch nicht durch ein billiges Vergnügen wie so einen Flug kaputt-machen lassen.

Nach diesem Tage beendete ich mein Fliegenleben bereits am Nachmittag. Ich war von der Hitze zu müde, um noch so eine Diskussion ordentlich durchstehen zu können.

Am nächsten Tag wollte ich mein Diskussionsglück bei den Tempelpriestern versuchen. Vielleicht hatte ich dort mehr Erfolg.

Epilog

3. Fliegenbrief

Mangelnde Veränderungsbereitschaft.

Kein Wille zum Wandeln des eigenen Seins.

Angst vor Veränderungen.

Identifikation ohne Reflexion mit dem Bestehenden.

Diese Aussagen zeigen an, daß hierarchisch gegliederte Organisationen durchaus über Jahrtausende sehr erfolgreich arbeiten können.

Meistens bauten sie jedoch auf eine Hierarchie auf, die die Entwicklung der meisten Individuen dieser Gesellschaft verhinderte; Priester, Herrscherklasse, Schriftgelehrte und einige andere verhinderten zwar die Entwicklung anderer, nicht aber ihre eigene häufig selbstsüchtige Entwicklung.

Äußerlichkeiten wie Tempel, Pyramiden, Prachtstraßen, Prachtbauten waren für die Unterworfenen und die Unterwürfigen so eindrucksvoll, so überwältigend, daß sie glaubten, Götter hätten diese Dinge bewirkt. Und diese Dinge, diese Orte wären für die Ewigkeit gedacht. Die Herrschenden haben es dortmals fertiggebracht gewisse Urbilder, Archetypen des Menschen, zu aktivieren. Er, der Unterworfene, litt zwar hie und da, eventuell fast immer, aber er war aufgehoben, fühlte sich aufgehoben.

Das Gleiche zu machen, alltäglich, war für ihn das Schönste, das Höchste, das Erhabenste. Es war wie Gottesdienst, es war wie die Verbeugung vor dem Allmächtigen, Übermächtigen, Unendlichen.

Daß Priester, Herrscher Menschen sind, die häufig aus reinsten persönlichen Motiven bösartigst, gefährlichst, lebensgefährlichst sein können, wurde erst dem Menschen der Neuzeit allmählich und sehr schmerzlich bewußt.

Fixis Träume

Der ätzende Rülps

- *luziferische Menschen*

Hess, Hitler, Himmler sind tot,
Göbbels und Stalin,
 sie sind schon recht fern.
 Gott sei's gelobt.
 Unsere Zeit ist modern,
 die Sitten nicht ganz so verroht.

So spricht der wortkämpfende Bruder:
„Wir haben erkannt, was Not tut.
Wir sind an der Macht,
wir haben den Mut.
Ja, jetzt sind wir endlich am Ruder.
Keiner der Altvorderen ward umsonst geschlachtet,
denn wir haben durch ihr Opfer die endgültige
Wahrheit gepachtet.“
Und?
Uns kann dies nie mehr passieren,
Wir sind immun.
Wir haben das Böse erkannt
 im Andern
 Nun;
So laßt uns ruhen,
so laßt uns genießen,
so laßt uns den Bösen,
den anderen verdrießen.

Doch da kommt ein Rülps recht herzhaft
vom Magen her hoch.
Und mit dem inwendigen Wind
bringt der die hitlerstalinigen
 Karadzics, Gaddafis, Sadams
 Khomeinis, Hamas
 Drogenmafiosis und mich
 und alle anderen als
Schreckgestalten zu Tage.
Die so lang geruht,
und von denen wir wähten,
sie wär'n schon lang mit dem Stuhl abgegangen.

Und sie, sie setzen sich fest,
sie fraßen sich fest
an Nas', Aug', Ohren und Mund
und zerfraßen's Gesicht zur scheußlichen Fratze.
Und sie fraßen sich fest an Menschen, Gestirnen
und Sonnen, und fast gelang es ihnen,
die Welt zu verätzen.

Nur mühsam sind sie wieder zu fangen und in den
Magen zu stopfen.
Doch seit wir es wissen, daß sie dort hausen
auf immer und ewig,
haben wir ein recht wachsames Auge
auf sie und auf uns.

Ich gebe ihnen, den inwendigen Kobolden,
zum Verdauen fettfeurige Speisen.
Und sie freu'n sich und schufften und werkeln.
Das hie und da Rumpeln des Bauches
gibt Kunde von ihnen,
gibt Kunde, daß ohn' Schaden sie nützlich jetzt wirken.

Die Narben sind längst geheilt im Gesicht,
doch vorsichtiges Äugen nach innen verrät,
daß seit dieser Zeit
 ich freundlich und wachsam
 mein Inneres betrachte.

Ob dies allen Karadzics,
 Gaddafis, Sadams
 Khomeinis, Hamas
 Drogenmafiosis gelingt,
ist kopfschüttelnd fraglich.
Doch ohne Beginn bei uns,
 bei mir selbst
kann die Hoffnung am Wegrand
trotz marodierender Soldadeska
 nicht blüh'n.

Die aggressiven Heiligen

4. Fliegenbrief

Eines Nachmittages, nachdem ich mich mehrere Tage im Fliegennirwana von der repetitiven Stupidität meiner Bückmenschen erholt hatte, flog ich mit offenen FLÜGELN zu den altägyptischen Tempelpriestern.

Sehr überrascht war ich, als sie mir verkündeten, sie hätten mich schon lange sehnsüchtig erwartet. Endlich, ja, sie sagten endlich, hätten sie einen Partner, mit dem sie einmal reden könnten, ohne gleich befürchten zu müssen, vom Pharao oder den Tempeloberen bestraft zu werden. Und ohne gleich befürchten zu müssen, die Menschenmassen auf der Straße zum Denken anzuregen.

All diese Handlungsweisen wären ja staats- und religionsgefährdend und somit undurchführbar.

Und dann fragte ich einfach drauflos.

„Habt ihr eure Tempel einmal von oben betrachtet?

Habt ihr kein Mitleid mit den sich geistlos krümmenden Bückmenschen?

Wollt ihr sie nicht zu Menschen reifen lassen?“

Und so stellte ich noch eine ganze Menge Fragen, ja, ich überschüttete sie geradezu mit meinen Fragen. Andere Menschen wären wahrscheinlich fast erstickt an dem Fragestrick, der sich bereits um ihren Hals schlängelte. Doch nicht so die Priester. Sie hatten sich geistig gesalbt und geölt. Ihr ganzes Leben lang. Und so glitten die Fragen von ihnen ab, fielen zu Boden, krümmten sich noch eine Weile, bis sie sich beruhigt hatten.

Und dann?

Dann konnten sie von den Priestern mit den Füßen sortiert werden. Einigen der Fragen wurde ein Fußtritt verpaßt, daß sie in den Fluß fielen und ertranken. Einige Fragen zertraten sie wie Vipern auf der Stelle. Einige schleuderten sie mit dem Fuß elegant hoch in eine güldene Frageschüssel. Diese trugen sie dann in ihre Bibliothek. Dort verwandelte sich die Frage in Gold und Zement. Die Bibliothek wurde dadurch noch sicherer, und uneinnehmbarer unbezwingbarer.

Übrigens auch für den Pharao.

Dies sah ich alles mit meinen Augen, die ja die Fähigkeit hatten, wie Ihr wißt, unter die Haut zu schauen. Dann fragten sie mich, ob ich keine Angst hätte, daß sie mich, die Fliege, töten könnten. Oh nein, sagte ich zu Ihnen, Ihr Kleingläubigen, Ihr habt doch einen so großen Glauben.

Tiere wie ich, kommen in Eurem Glauben nicht vor. Ich bin zu klein, zu unbedeutend, zu ungefährlich für Euch.

Und dann antworteten sie mir mit ihren geschulten, trainierten Gehirnen.

Du hast erlebt wie die Menschen sind, sie wollen ein wenig Angst, sie wollen eine Familie, wollen an etwas Großes glauben ...

Und das bieten wir ihnen, wir, die Priester.

Wir sagen ihnen, was für sie wichtig ist im Leben. Eine feuchte Zunge, ein klarer Blick, ein kräftiger Nacken und die Fähigkeit zum Beischlaf sind Dinge, die sie verstehen.

Wir sagen ihnen, wie sie ihr Leben ordnen sollen.

Und so ist das Leben der Menschen von der Morgenröte bis zur Abenddämmerung genau geordnet und es wiederholt sich täglich, tagtäglich bis in alle Ewigkeit.

Und so kommen sie nicht zum Nachdenken. Alles bleibt so wie es ist. Über Tage, Wochen, Monate, Jahre, Jahrzehnte, Jahrhunderte, Jahrtausende. Alles bleibt unveränderlich. Das gibt Sicherheit, das erzeugt Glück.

Und den Schlüssel für die Bewahrung dieser Glückseligkeit halten wir und der Pharaon in sicheren Händen.

So haben wir das Unbestimmbare, das Numinose, das Angsterzeugende, das Überwältigende sichtbar werden lassen. Wir haben es sichtbar werden lassen in unseren Tempeln, in unseren Pyramiden, in unseren gigantischen Säulen. Diese Bauwerke sind für die Unendlichkeit bestimmt. Die Bauwerke sind dafür bestimmt, daß die Menschen das Unendliche, das Unheimliche fühlen.

Die Menschen sehnen sich danach, eins zu werden mit dem Großen, mit diesen Göttern. Und wir, die Priester, sind die Vermittler, um diese Sehnsucht zu stillen.

Wir haben die Sehnsucht geschaffen, und wir, wir haben das Nadelöhr geschaffen, nämlich uns, durch das diese Sehnsucht gestillt werden kann.

Während dieser Rede lief der hohe Priester voll Glück ganz rot an, und seine Hände verkrampften sich vor Glück.

Ich sah dies, sagte aber nichts.

Und Pharaon? Er ist menschengewordener Gott. So können die Menschen sehen, was sie glauben, und sie brauchen nicht zu phantasieren und nicht zu suchen.

Gut, wir haben ein Viertel unserer Bevölkerung geopfert, um den Bau der Pyramiden zu ermöglichen.

Aber - bei diesem Wort waren seine Augen keine Augen mehr. Sie hatten sich zu zwei Sonnen, die endgültige Wärme, die endgültige Glückseligkeit versprochen, verwandelt.

Aber, die Nachwelt wird uns dankbar sein.

Sie wird in ihren Museen unsere Zeit als die einmalige, unwiederholbare, immerwährende Hochkultur verkünden müssen.

Als sie ihre Rede beendet hatten, stellte ich noch ein paar Fragen zum Verständnis.

Ich fragte sie, ob diese, ihre Idee in einer Hochkultur, in ihrem eigenen geschichtlichen Heute, im Jetzt eine faschistische Idee sei.

Sie unterdrückten,

um ihre Idee am Überleben zu halten, fast alle Menschen, die sich denken, denkkräkeln und in andere Regionen denkgleiten wollen.

Natürlich wären die Dinge, die sie geschaffen hätten, für den zukünftigen Betrachter sicher reizvoll und überwältigend. Aber wollten sie dafür das Leid der jetzt lebenden Menschen in Kauf nehmen, vermehren.

Ich fragte sie, ob sie die Ausdrücke Mitleid und Liebe schon einmal gehört haben.

Ich fragte, ob diese dauernden, wiederholten, diese regelhaften, nachdenkenden, vermeidenden Handlungen als die Glückseligkeit der Dummen bezeichnet werden könnten.

Ich fragte sie, wie sie ihre Religion, ihren Staat bewahren würden, wenn Neues, Unvorhersehbares auf sie von außen zukäme.

Die Menschen und auch sie wären dann das Nachdenken, das Neudenken, das schöpferische Verarbeiten neuer Gedanken nicht oder nicht mehr gewohnt. Und das Neue würde ihre Handlungsfähigkeit schrecklich, wahrscheinlich vernichtend offenbaren.

Ich fragte sie, ob sie nicht Lust hätten, sich selbst einmal in Frage zu stellen.
Ich fragte sie, ob sie Sicherheit nicht auch dadurch finden könnten, daß sie sich über ihre eigene Unsicherheit bewußt würden.

Ich fragte sie, ob sie wüßten, daß auch sie ein starres Weltbild hätten. Es wäre zwar mit Logik, Kunst und Philosophie prächtig verziert, aber nichts desto weniger, wäre es starr, unflexibel, brüchig.

Ich fragte sie, ob sie nicht einmal wieder als einfache Menschen leben wollten, um diese Erfahrung dann in ihre Religion miteinzubringen.

Ich fragte sie, ob sie die Macht so liebten, dass sie lieber den Staat untergehen ließen, als diese Macht freiwillig fallen zu lassen.

Ich fragte sie noch mehr, aber sie antworteten nicht. Mit hassverzerrten Gesichtern jagten sie mich im ganzen Tempel umher, um mich zu vernichten.

Da es sowieso Abend war und Zeit zur Verwandlung, ließ ich das Vergnügen, mich zu fangen und mich scheinbar zu töten, zu.

Sie glaubten, durch die körperliche Vernichtung, wären diese Gedanken gelöscht. Ihnen war leider nicht zu helfen. Ihr machtdümmlicher Wahn wird sie irgendwann selbst vernichten.

Eigentlich schade!

Epilog

4. Fliegenbrief

Aggression kann sich auf verschiedene Weise äußern.

Der **biologischen** Aggression begegnen wir hier.

Die Priester stellen Fixi „kalt“, töten sie.

Diese Form der Aggression erlebt in vielen Staaten, in mafiosen Organisationen und auch im Fernsehen eine neue Blütezeit.

Die **psychologische** Form der Aggression äußert sich z.B. durch Manipulationen, wie sie hier in der Geschichte in der Selektion von Antworten auftritt.

In der heutigen Zeit ist die psychologische verschleierte Form der Verleumdung „in“.

Trat sie früher in Form eines zufälligen, ungezielten Tratsches auf, ist sie heute in gezielter Form als „Mobbing“ bekannt. Sie zielt dann bewusst auf die seelische Vernichtung des anderen, des Gegenüber, des Partners aus.

Eine Form der **sozialen** Aggression äußert sich beispielsweise durch elitäres Denken, wie es in vielen nationalen und internationalen Clubs oder Vereinigungen gang und gäbe ist.

Nur derjenige, der bestimmte, meist zufällige soziale Merkmale - wie Zugehörigkeit zu einer bestimmten Schicht usw. - aufweist, wird in den „erlauchten“ Verein hineingelassen.

Eine andere soziale Aggression ist der Ausstoß aus Institutionen, wie es z.B. eine Kündigung darstellt.

Fixis Träume

Die Lederhaut

- *gestoppte Aggression*

Warum gerade ich!

Ausgerechnet ich musste so ein dummbliödes Kind bekommen.

Die Worte von Frau Stronga Hartweck, meiner Mutter,
hörte ich mindestens zweimal am Tage.

Diese Sätze wurden von ihr meistens dann zu mir herübergeschleudert,
wenn ich verzweifelt über meinen Schulaufgaben saß,
über meinen Schulaufgaben brütete.

Schon 4 Jahre ging das so.

Anfänglich kamen diese Sätze wie Pfeile aus ihrem Munde geschossen,
noch in der Luft verformten sie sich zu einer Kreissäge.

Tief schnitt sie in meinen Körper, in mein Fleisch ein.

Ich blutete wie ein abgestochenes Ferkel.

Aber soviel ich auch blutete,

ich verblutete nicht.

Nach Wochen oder Monaten,

ich weiß die Zeit nicht mehr ganz genau,

war das Blut plötzlich verschwunden.

Morgens beim Augenaufschlagen

fühlte ich nichts mehr an mir,

keine Tröpfchen Blut war mehr an mir, in mir.

Welch ein Tag!

Was für ein köstlicher Tag!

Ich betastete langsam, zögernd meine Haut.

Sie war von einer dicken Lederschicht überzogen.

Ich biß in sie hinein.

Nichts!

Kein Schmerz, kein Blut.

Und dann erst,

als nachmittags die Kreissägeworte zu mir herüberschwirrten,

keine Wunde, kein Schmerz, kein Blut!

Unfaßbar!

Ich war unverwundbar geworden.

Ich atmete auf.

Ich war frei.

Frei von Wunden, Tränen und Blut.

Und als die kreissägende Wortblase

nachmittags noch einmal zu mir herüberwehte,

fing ich sie auf und schleuderte sie Stunden später zurück.

Abends beim Beten.

Sie schaute mich bei den Worten

„Und vergib uns unsere Sünden“, bedeutungsvoll blickend an.

Abends nach dem Beten fragte ich sie:

„Bist du eigentlich intelligent?“

„Warum fragst du etwas so Dummes?“,

fragantwortete sie leicht beunruhigt.

„Ach, nur so“, gähnmurmelte ich vor mich hin.

„Ich habe ja keinen Vergleich,

und sowas wie Intelligenz oder so soll sich ja vererben.“

Müdzufrieden lächelte ich mit geschlossenen Augen vor mich hin.

„Warum lächelst du?, fragte sie leicht gereizt.

„Ich lächle, weil ich dich sehe!“, hauchte ich müde vor mich hin

und schlief ein,

schlief zufrieden ein.

Irritiert, sehr irritiert,

unruhig, kopfschüttelnd ging sie, Frau Stronga Hartweck,

in ihr sauber staubfreies Küchenreich zurück.

Nie mehr gebrauchte sie die Kreissägeworte.

Unnahbar, unverwundbar, lebten wir nebeneinander her.

Manchmal erzählte sie noch einem Nachbarn,

ich sei ein eigenwilliges Kind,

man müsste mich aber einfach gehen lassen.

Hie und da umarmte ich sie,

doch immer fühlte ich in ihrer Rockschrürze das Kreissägeblatt.

Seitdem,

oft,

eigentlich jede Nacht hatte ich denselben Traum.

Ich durchschwamm einen Fluss,

einen wilden, reißenden Fluss.

In seinen Strudeln wurde mir die Lederhaut

einfach weggesaugt, weggezogen, abgezogen.

Und am anderen Ufer

streichelte jemand über meine Haut

und goß wie Honig die Worte über mir aus:

„Wie zart, wie weichwunderflaumig,

wie frischduftend sie ist, deine Haut.

Ich möchte sie immer fühlen; ich möchte immer dasein,

bei dir sein.“

Und ich, ich weinte einfach so vor mich hin -

vor Glück!

Fixis Träume

Fridolin, der Wunderhund

- *überwundene Aggression*

Scheißbock, elender,
Elender Dreckskerl, dieser Dudeck!
Nur um mich zu ärgern,
ja, nur um mich zu ärgern,
hatte er die Zimmer kontrolliert.
Natürlich hatte ich sie sauber geputzt.
Aber ich hatte meine Stimme bei der Betriebsratswahl Egon
und nicht ihm gegeben.

Unsere Blitz-Tratsch-Netzleitung im Hotel funktionierte ausgezeichnet.
Er wusste diese Ungeheuerlichkeit natürlich noch am selben Tage,
und sofort kam der Gegenangriff.
Er kontrollierte, fand Staub, kritisierte, kontrollierte.
Und ich, ich ließ mich kritisieren, kontrollieren,
und ich, ich brüllte unhörbar, war sauer, ärgerte mich
und ließ mich kritisieren, kontrollieren.
Abhauen, den Kram hinschmeißen,
dazu hatte ich große Lust.
Die können mich doch alle mal,
die werden schon sehen, was sie davon haben.
Dudeck,
er wird schon sehen, was dann danach kommt.

All diese Brüllbrummknurrbeißlaute
erzählte ich meinem Fridolin.
Fridolin war mein Foxterrier.
Fridolin war froh, dass ich mich mit ihm so intensiv befasste,
und schwanzwedelnd forderte er leisfreudewinselnd,
noch mehr davon zu hören.

Er sah mich an
und plötzlich, urplötzlich verstand ich ihn.
Ich erzählte alles, was in mir war.
Die Stimme, meine Stimme, wurde immer wärmer, immer wohliger,
immer molliger, immer melodischer.

Die Ohren, die Augen von Fridolin,
mein Mund, meine Ohren, meine Augen,
irgendwie gehörte das alles für uns plötzlich zusammen.
Und im Erzählen schief ich schwebend-schwätzend,
gleitträumend ein.

Dankbar wachte ich auf.

Dudeck hatte mir auf verborgen-verschlungene wundersame Weise
die Augen, die Ohren, den Mund für eine andere Welt,
für meine Welt,

geöffnet.

Ich lachte und zwinkerte ihm mit einem Auge zu,
als er mir morgens die Staubkörner vom Zimmer zeigen wollte.

Und er,

überrascht, überrumpelt,

ermunternd lächelte und augzwinkerte fröhlich ohrspitzend zurück.

Fixis Träume

Die Fußballmeisterschaft

- *dümmliche, ungezielte Aggression*

Fünf Minuten vor Schluß steht es 2:1 für unsere Fußballmannschaft.

Selig, rauschselig, rauschflügelartig

liegen wir uns in den Armen.

Wir haben sie.

Wir haben sie.

Wir haben sie wirklich,

die Meisterschaft.

Wir, Fußballmeister des Jahres.

Wie mousse au chocolat

lasse ich mir die Worte auf der Zunge zergehen.

Wir sind die Größten.

Ich bin der Größte.

Jeaaaaah!

Scheißworte,

Scheißdenken.

Nur fühlen,

traumfühlfreuen,

nur traumtanzschweben.

Da, das Bier, der Korn,

rein mit ihm und

weilerschwanken,

weilerschunkeln,

weilersingen,

weiterstampfen,

weitertrampeln,

weitertrinken,

weiterprügeln,

weiterfreuen,

weiterumarmen.

Da!

Das gibt es doch nicht.

Ein Tor,

zwei Tore haben sie,

unsere Gegner,

in letzter Minute geschossen.

Diese Lumpen,

diese Aasgeier,

diese Schweinehunde,

diese Saudreckskerle,

diese Verbrecher,

dieses Pack,
diese Penner.

Das darf doch nicht wahr sein!
Meisterschaft futsch,
Gesang futsch,
Singfreudebrüllen futsch.
Ich -
futsch.

Na wartet,
das macht ihr nicht ungestraft!
Uns, die Größten, so zu beleidigen.
Wutheulend stürmen wir auf den Platz,
auf die Ränge.
Zwölf Tote.
Na und, für diese Beleidigungen,
unsere Wut,
war das eine relativ humane Strafe.

Epilog

Bei einigen Fußballspielen kam es zu extremen Ausschreitungen mit vielen Toten. Anscheinend identifizieren sich manche Menschen im Stadion derart mit ihrem Verein, daß er ein Teil ihrer selbst wird. Ohne Reflexion und Antizipation des in uns Möglichen können solche tödlichen archaischen Bewegungstürme immer wieder auftreten.

Fixis Träume

Der stumpfe Briefpfeil

- unerwiderte Aggression

Das Auto fuhr in den Vorgarten.
Das war's.
Die Straße, glatt wie ein Aal, zeigte in der Mitte
der Kurve ihre ganze Niederträchtigkeit.
Mit ihr war einfach nicht mehr zu reden, zu verhandeln.
Sie stellte sich einfach stumm.
So wurden die Sandsteine des Vorgartens
Leidensgenossen des Streitigen.
Sie gingen zu Bruch.
alles wurde bestens geregelt.
Die Steine wurden neu geschliffen und bezahlt.
Doch die Steine, sie waren mehr.
Sie waren die Söhne, die Töchter, die Wächter des Hauses.
Sie gehörten zum Haus.
Sie waren eins mit dem Haus.
Sie waren eins mit dem Herrn.
Deshalb verlangt ein solcher Frevel, d.h.:
„Eindringen in geheiligte Bezirke“,
größere Opfer von den Sünder.
Der Stein musste noch und noch neu geschliffen werden.
Brief und Briefe flatterten zum Sünder,
um ihn zum Opfer zwingend zu bringen.
Doch er zeigte keine Reue.
Er wehrte sich nicht einmal reuevoll.
Er schreibt nicht zurück.
Er zahlt einfach;
er läßt zahlen,
er tut andere Dinge und kümmert sich nicht um
die so herzerreißend geschriebenen Klagen.
Der steinerne Hausherr stampft und ist wütend.
Sein Briefpfeil ist stumpf, und leer ist der Köcher.
Er peitscht die Straße,
um sie zu ermuntern und zu zwingen,
ihm, den rechten, den reuigen, den streitsüchtigen Sünder
endlich zu bringen.

Fixis Träume

Der Hustentee

- *überwundene Aggression*

„Maria, hast du's schon in der Zeitung gelesen,
schon wieder haben sie wegen der Nebenwirkungen
ein Arzneimittel vom Markt genommen.
Was die da, was diese Arzneifritzen da oben,
was diese Firmenbosse, diese Geldjäger,
diese Geldgangster mit uns machen, ist doch eine Sauerei,
auf den Mond schießen sollte man sie.“
Ein leichtes Hüsteln unterbrach seinen Redeschwall.
Er trank einen Obstler,
um dieses blöde Hüsteln, seit Tagen plagte es ihn schon,
zu bekämpfen.

„Hans“, rief seine Frau, „weißt du, wo mein Abführtee steht?“
Er wusste es nicht, es war ihm auch egal.
Er hatte sich mit seiner Wut so schön auf die da und das da eingeschossen;
wegen einer solcher Lappalie ließ er sich doch nicht aus seinem Wutkonzept
bringen.

Nach dem dritten Schnaps wurde er etwas müde.
Und er träumte, wie er in seiner Jugend mit
seiner Räuberbande die anderen Jungs, die Blöden natürlich,
die von der anderen Seite des Flusses,
mit Stöcken und Tritten und Schreien verjagt hatte.
Als er aufwachte, machte er ein recht zufriedenes Gesicht.
Warum, wusste er nicht zu sagen.
Nur dumpf erinnerte er sich, irgend etwas geträumt zu haben.

Und dann plagte der Husten ihn wieder und wieder.
Nun also, der Arzt verschrieb ihm einen Hustentee,
aber geholfen hat er anfänglich nicht.
Abends trank er voll stiller Verzweiflung
sechs Tassen von diesem abscheulichen Sud.

Und dann war der Husten weg.
Aber ein bisschen
Nebenwirkungsbauchweh
und Nebenwirkungsdurchfall
bekam er schon von dem Tee.
Als er am nächsten Morgen bei der morgendlichen Lektüre
der Morgenzeitung einmal sogar kurz lachte und nicht schimpfte,
schaute ihn seine Frau ganz erschrocken an.
„Na ja, vielleicht kommt er ins Alter“, dachte sie so für sich.

Fixis Träume

Blutlachenträume

- *verzeihende Aggression*

Urplötzlich stehe ich ihm gegenüber
dem Großen, den Größeren, dem Unheimlichen,
dem Starken, dem Stärkeren,
dem mich Bedrohenden, dem mir Bedrohlichen.
Er stellt mich, er zwingt mich zum Kampf,
zum Kampfe auf Leben und Tod.
Ich muss, ich muss mit ihm kämpfen.
Ich muss, ich muss ihn vernichten,
will ich nicht selber sterben.
Und ich will nicht sterben, ich will doch leben.
Plötzlich, urplötzlich ein Messer in meiner Hand.
Und ich kämpfe und kämpfe und kämpfe
blutrünstig.
Und plötzlich das Messer in meiner Hand.
Plötzlich, urplötzlich liegt er da, der andere,
er liegt unter mir.
Jetzt, als ich mit dem Messer zustechen will,
um ihn, den mich Bedrohenden, endgültig zu vernichten,
plötzlich, urplötzlich wird sein Körper verwandelt.
Der unheimlich drohende bedrohliche Starke
schrumpft plötzlich zusammen.
Kleiner und kleiner wird die einstmals große Gestalt,
und plötzlich, urplötzlich entpuppt sie sich
zum kleidlos, hautzärtlich, unschuldigen Kinde.
Doch das Messer war schon auf dem Wege zum Körper
des anderen.
Ganz leicht, butterweich, ohne Widerstand
drang's ein zwischen die Rippen.
In den rechten Brustkorb hinein und durchbohrt ihm
das rechtsliegend, verkehrtliegende Herz.
Das Kind, es lächelt voller Verständnis und Unschuld.
Und oh, wie schrecklich, es ist gar nicht böse.
Doch erschrocken, beschämt wegen des unüberlegt
dämmlich triebhaften Stechens,
besprech' ich voll Ernst die Tat mit dem Kinde.
Und frag's, ob die Tat zu löschen durch eine
Verwandlung nicht möglich.
„Oh nein!“ Diese Worte sagt' es sehr schnell zu mir und
auch zu sich,
„du hast ja mit dem Messer die Herzwand durchstoßen.
Ich leb' noch, doch nur zum kurzen Gespräche,
bei jedem Herzschlag ergießt sich das Blut ja ins Freie,
und ich, ich werde schwächer, und ich werde vergehen.“

Aber die reuigen Worte über das Messer, sie bleiben bestehen.

„Hab' keine Angst vor der Strafe,
du brauchst mich, wenn ich tot bin, nicht zu verstecken,
denn dann bin ich nicht mehr da,
nicht mehr greifbar vorhanden.
Doch bedenke ich die Tat,
denn ich bin schon das zweite Kind,
das auf diese Art durch dich stirbt.“
Ich nicke,
und weiter stell' ich die bohrende Fragen.
„Warum gleitet das Messer so leicht, fast
von selbst in den Körper?
Magnetisch verzaubert vom anziehenden, herzlichen Innern.“
Das Kind antwortet bedächtig und schlicht:
„Du, du hast nicht geachtet auf das Messer nach meiner Verwandlung.
Wie du weißt, war's nicht gesteckt in schützende Scheide,
sondern wurd' planlos liegengelassen
im stoßkräftigen Rund deiner Hand.
Das Messer, und das bewahr' als Geheimnis,
hat selbst ein kalt' Herz und Gehirn.
Lässt du's liegen, stößt es gemäß seinem Auftrag
ins Herz des anderen von selbst,
deinen Arm nur als Werkzeug benutzend.
Und du, du schaust zu,
zuschauend,
zuschaurig schauend bist du übers Vollbrachte
überrascht und erschüttert.
Das ist ein Geheimnis der Welt,
und das ist das Geheimnis von Ausschwitz.
Und jetzt, da du, Gott sei Dank, fragst,
verrat' ich mein letztes Geheimnis.
Du musst, um nicht schuldig zu werden
das Nichtwollen wollen.“

Du verstehst, du verstehst mich doch?“,
sprach schon ziemlich ermattet das Kind.
„Du musst, um nicht schuldig zu werden,
das Nichtzustecken-wollen wollen.“

Sprach's und verschloss dann für immer
den kindlich zärtlich sprechenden Mund.
Sprach's und verschloss dann für immer den zärtlich, kindlich,
wahrhaftig leise verzeihenden Sprechmund.

Fixis Träume

Die wütende Muräne

- *sich selbst verschlingende Aggression, Hass, Verzweiflung*

Schon immer sind sie und immer werden sie sein,
zahnzauberbewährte, gestaltlos schattenhafte
Schlangengestalten.
Geboren zum Zeugen und Nichten,
geboren zum nichtenden Zeugen,
unbemerkt schlängelnd,
den giftigen Zahn dem Nächsten einbohrend,
fällt er ohn' Wissen und ohn' Antwort auf die
Frage: Warum?
verendend zu Boden.
Über den anderen zu stehn,
erregt die Muräne am höchsten,
erregt die Muräne,
erregt sie zum selbstgewollt und erzeugten
orgasmischen Knall,
der gleichwohl neue Muränen gebiert.
So zeugt sie immer nur,
mit sich selber zeugend,
nur sich selbst
und nie etwas Neues.
Voll Verzweiflung und Haß Neues zu nichten,
beißt sie des Nachts die Naht des Weltmeeres auf.
Dieses verschlingt die Muräne ohne Zögern.
Nur kurz kräuselndes Geblubber
zeigt noch die Stelle,
wo die Muräne dereinst gewütet.

Fixis Träume

Kalte Rache

- *partnerlose Aggression*

Er sah sie,
zart, schön, zerbrechlich.
Sie sah ihn,
stark, schön, zupackend,
mit freundlichen Augen.
Es war Liebe auf den ersten Blick.
Sie liebten sich wirklich.
Sie fühlten sich zueinander hingezogen.
Sie spürten, sie genau waren füreinander bestimmt.
Sie passten zueinander wie ein Schlüssel zum Schloss.
Doch das Schloss, es veränderte sich.
 An manchen Stellen wurde es kleiner,
 an manchen wurde es größer,
 an manchen glänzender,
 an manchen rostiger.
Und der Schlüssel, er veränderte sich.
 An manchen Stellen wurde er kleiner,
 an manchen wurde er größer,
 an manchen glänzender,
 an manchen rostiger.
Doch sie beachteten diese Kleinigkeiten nicht.
Sie sahen sich wie eh und je,
zart, schön zerbrechlich -
stark, schön, zupackend,
mit freundlichen Augen.
Sie sahen sich, wie man eine Puppe oder
ein ausgestopftes Kaninchen sieht,
schön, glänzend, unveränderlich, leblos, tot.
Nachts träumten sie beide,
wie sie lächelmühsam Schloß und Schlüssel polierten,
schliffen, feilten,
um sie immer wieder passend zu machen.
Aber beim Aufwachen war es wie immer,
wie eh und je,
keiner achtete auf den Traum.

Er, er wurde herrschsüchtiger, rostiger, größer,
unheimlich erdrückend, formlos groß
und sie,
sie wurde zerbrechlicher, kantiger, rissiger,
scharfkantiger, schneidender.
Dann kam der Unfall, der schreckliche Unfall.

Er, unvorstellbar,
der mächtige, unbezwingbare Fels,
musste geführt und versorgt werden.
Und sie führte ihn, schubste ihn, versorgte ihn
stark, zupackend, scharfkantig, schneidend.

Als ich sie beide so vor mir sah, hatte ich das Gefühl,
sie, die nur für ihn da war, wie sie dauernd betonte,
würde ihren scharfkantigen Schlüssel in einem Schloss
drehen, dauernd drehen, um es endgültig zu vernichten.
Und er?

Er merkte es nicht einmal mehr.
Er und sein Schloss hatten sich aufgelöst,
verflüchtigt zum Nichts.

Kalte Rache!
Warum mir diese zwei Worte gerade jetzt einfielen,
weiß ich nicht mehr.
Als ich nach Hause kam, stritten sich meine Frau und ich.
Mitten im Streit nahm ich sie plötzlich zärtlich in den Arm
und küsste sie.
Ich hatte einfach das Gefühl, es tun zu müssen.
Ich habe das Gefühl, dass Schlüssel und Schloss nach
20 Jahren quietschen, aber sie passten immer noch.

Fixis Träume

Der erfolgreiche Denker **- *kreative Aggression***

Eigentlich funktioniert mein Denkapparat recht gut.

Nein, sogar sehr gut.

Vor allen Dingen, wenn ich ihn trainiere.

Ja, und meine Erfahrung, mein Wissen,
das habe ich alles allen gegeben.

Und ich hab' sie gelehrt, ihr Gedächtnis
gut zu gebrauchen,

um Brücken zu bauen,

um Kohle zu brechen,

um Raketen lustig ins Weltall zu schießen,

um immer bessere Panzer zu bauen,

um immer geschickter Worthülsen zu stricken,

die umhüllen das, was ich meine, das, was ich will.

Und ich wurde geehrt und gelehrt.

Alle, fast alle jubelten mir zu.

Ich, ich hatte geschafft, das Gehirn auf Hochtouren zu bringen

und so die Menschheit nochmals in den höheren, besseren, schnelleren,
schöneren Taumel zu schwingen.

Nur ein Schulfreund schaute mich, den erfolgreichen Denker,
nachdenklich an.

Er fragte: „Hast du die Menschen das schnellere Denken oder das Nachdenken
gelehrt?“

Erst stutzte ich, dann war ich dankbar für die Frage, und ich begann
die Menschen das Nachdenken zu lehren.

Doch trotz aller Anstrengung, damit hatte ich nicht mehr so großen Erfolg.

Und dann fragte mich eines Tages ein alter Schulfreund erneut:

„Jetzt hast du die vielen Menschen das Nachdenken gelehrt.

Hast du sie auch danken gelehrt?“

Ich stutzte, ich verstand ihn nicht ganz.

„Ja“, sagte er, „du siehst doch die Äpfel am Baum.

Sie sind wie das Denken.

Du kannst sie ernten vom Stamm, wenn sie reif geworden sind.

Du siehst doch die Rinde des Baumes.

Sie ist wie das Nachdenken. Du kannst sie ein wenig lösen vom Stamme, um hie
und da einen Blick dahinter zu werfen, um hie und da einen Blick dahinter zu

erhaschen. Aber du kannst nie die ganze Rinde ablösen. Dazu hast du zuwenig Zeit,
und der Baum ist zu groß.

Du siehst doch auch den Stamm und seine Blätter.

Ich glaube, nun verstehst du das Denkbild.

Er, der Baumstamm, er bringt die Früchte des Denkens hervor.

Warum, wie und warum gerade so und nicht anders, das bleibt das Geheimnis des Stammes auf immer.

Und dafür kann man, nachdem man viel gedacht hat und oft nachgedacht hat, vielleicht einmal danken.“

Und ich war dankbar für den Rat.

Und ich begann die Menschen das Danken zu lehren.

Doch damit hatte ich gar keinen Erfolg.

Sie jagten mich wütend aus der Stadt, weil ich vor allen Dingen mit dem passiven Geschwafel die Jugend verderben würde.

Aber das machte nichts. Ich wollte mich sowieso vom Erfolgsgeschäft zurückziehen.

Und außerdem war es Zeit aufzuhören, die anderen etwas lehren zu wollen.

Jetzt hatte ich Zeit.

So konnte ich des öfteren meinen alten Schulfreund besuchen.

Regeln, Regeln über alles, über alles in der Welt

5. Fliegenbrief

Ohne viel Federlesens bat ich den G.M. eindringlich, mich heute, hier und jetzt in das alte China zu versetzen. Der Minister murmelte undeutlich etwas von Schinderei und Größenwahnsinn. Doch ich überhörte die stillen Proteste. Keine Zeit war mehr zum Streiten, sie war kostbar.

Er, der Minister, arrangierte wie immer alles aufs beste, und so machten wir uns auf den Raumzeitweg. Und was sahen und bedachten wir nicht alles?!

Das chinesische Land überflogen wir zuerst. Herrliche Monumente, Gebildete, Gelehrte, erfrischende Diskussionen erfrischten unsere Sinne. Es war eine Lust, dem sich entwickelnden Treiben dieses begabten und intelligenten Volkes zuzuschauen, um sich mit ihm zu unterhalten.

Doch plötzlich ertönte eine Sirene in meinem Kopf. Diese hatte ich mir einbauen lassen, und sie sollte mich darauf aufmerksam machen, wenn eine kulturelle Weichenstellung erfolgte, die notwendigerweise den Stillstand und manchmal auch den Untergang eines Volkes bedeutete. Und bei den alten Chinesen klingelte sie ganz laut, als Konfuzius starb.

Ich war ganz verwirrt durch das dauernde Klingeln. Ich stellte diesen Wecker ab und dann besah ich mir das Land.

Nichts hatte sich verändert. So befragte ich, denn ich kam hier mit meinen Fliegenaugen nicht weiter, den Minister. Und er war glücklich, er lachte vor Freude. Endlich hatte ich die Grenzen meiner Erkenntnisfähigkeit erreicht, und er, er wurde wieder gebraucht.

Dann, nachdem er seine stolzblickenden, blitzenden Äuglein gedankenschwer mit den Händen abdeckte, um sie vor mir nicht zu entblößen und um auch einen guten, nachdenklichen Eindruck zu machen, erklärte er mir in Fliegenddeutsch das gedanklich beglückend schön todesspiralige Denken dieser Menschen.

Konfuzius war ein Mann, so begann er bedächtig, der sein Land und die Menschen sehr, sehr liebte. Auch seinen Kaiser liebte er sehr. Doch er sah auch vieles, das sein Herz betrübte. Die Eltern schlugen die Kinder, Die Frau beschimpfte den Mann, Der Mann betrank sich mit Freunden, die Kinder verachteten die Eltern. Dies war zuviel für sein empfindsames Herz.

Vor Jahren hatte er es in seinem Vorgarten in die Ecke gelegt und hatte es bis vor kurzen voll Lust betrachtet, wie es die Luft und die Erde mit seinen Schlägen durchpulste. Doch dann sahen seine Augen all diese Trübsal. Schwarze Gewitterwolken aus Teer zogen am Himmel auf, und als es regnete, wurde das Herz im Vorgarten sehr schmutzig. Seine Freude am pulsierenden Leben war verflogen. Er benötigte Tage und Wochen, um alles wieder zu reinigen. Und dann beschloß er, die schwarzen Wolken auf immer zu vertreiben, um sich ohne Mühe immer und immer wieder freuen zu können.

Und er wollte doch alles so sauber haben,
und die Welt war doch so schön.

Die Welt war doch so schön, so schön, besonders wenn er sie vom Gipfel des Berges aus betrachtete.

Die Flüsse, die Bäche, die Täler, die Wiesen, die Hütten, die Menschen, die Lüfte, der Wind, die Wolken, die Sonne, alles war schön.

Alle diese schönen Dinge erreichten ihn wie eine samtweiche Welle.

Kaum war die Welle versenkt, kam schon die nächste gleich groß, gleichsam dick, gleich harmonisch, gleich schön, um sein schönes, sehnsüchtig Herz aufs neue warmschauerschwebend zu durchfluten.

Das war der Himmel auf Erden.

Da durchflutete ihn der Gedanke: Das ist der Himmel auf Erden. Er war der Auserwählte, der dies denken, fassen, erleben, genießen durfte. Er war froh, dankbar und sehnsüchtig traurig, er wollte, dass auch andere Menschen, dass einfach alle Menschen dies auch denken, fassen, erleben, genießen sollten. Und dann, ja dann hatte er den rettenden, den endgültig-seligmachenden, einmaligen Einfall.

Am Anfang kam ihm noch einmal kurz der Gedanke sprudelnd hoch, dass ein einzelner, einmaliger Einfallsgedanke sich wie eine Falte ins Gehirn einfallen könnte, sozusagen einfältig sein könnte, das ganze Gehirn einfältig machen könnte. Aber dieser Querschussgedanke war nur kurz vorhanden und hinterließ eigentlich keine Spuren.

So konnte er sich dann anschließend seinen einmaligen, alles regelnden, genial einfachen, einfältigen Einfallsideen widmen.

Er fasste alle menschlichen Beziehungen in geschriebene, feststehende Regeln.

Wer von der Regel abwich, wurde einfach ausgestoßen oder existentiell vernichtet.

Nichts regte sich mehr.

Alles blieb dasselbe,

für Wochen, für Monate, für Jahre, für Jahrzehnte, für Jahrtausende.

Als er starb, war er glücklich und süchtig wegen und nach seinen Regeln. Sein Herz war endlich wieder sauber, aufgespannt im Vorgarten zu sehen. Von jedem wurde es bewundert. Doch es hatte aufgehört zu schlagen. Aber das störte ihn nicht, da er blind geworden war und von allen Blinden verehrt wurde.

Ich war dankbar, dass der göttliche Minister mir das erläutert hatte.

Ich sah in der Zeitkugel, dass das chinesische Volk in der Jetztzeit wieder anfang zu leben, ganz sachte und vorsichtig mit vielen grausamen Rückschlägen zu leben.

Wann geschah dies? Ja, wann?

Dies geschah, als sich die Chinesen entschlossen, Konfuzius geistig zu verlassen und ein zweites Mal und diesmal als Mensch zu beerdigen.

Epilog

5. Fliegenbrief

Jeder Denkansatz, mag er auch in der ursprünglichen Zeit noch so hilfreich gewesen sein, verwandelt sich häufig von einer ursprünglich aufblitzenden kreativen Idee zur versteinerten Ideologie.

Die Denkregeln helfen dann nicht mehr in der neuen Zeit, im Gegenteil, sie stiften oft unermesslichen Schaden. Sie verhindern die Weiterentwicklung des Menschen. Sogar beim einzelnen ist dies in unserer schnellebigen Zeit zu beobachten.

Ein älterer Mensch, der mit Regeln, die er in der Jugend und als Erwachsener kennengelernt hat, seine jetzigen, 20 oder 30 Jahre später auftretenden Probleme lösen will, wird das nicht können. Sein Unvermögen wird oft erschütternd sichtbar. Er wird versagen.

Jugendliche, die diese mangelnde Weiterentwicklung, vorurteilsmäßig (dies ist ebenfalls eine starre Regel) allen älteren Menschen „zuerkennen“ wollen, belegen dies mit folgenden Ausdrücken:

Skeletti,
Staubi,
Urni,
Grufti,
Komposti.

Jugendliche, die Nullbock haben und erst dann aktiv werden wollen,
wenn z.B. das ganze Umweltproblem gelöst ist,

Jugendliche, die die Nabelschnur des „Hotels Mamma“ nicht durchtrennen
wollen, um freischnuppernd die Welt zu umarmen,

Jugendliche - dies gilt gleichermaßen für Erwachsene - die infolge einer
Sucht

ihre Höhle nicht verlassen haben, sondern zugemauert haben,
für diese Jugendlichen und Erwachsenen gilt der Spruch, der die mangelnde
Entwicklungsmöglichkeit ausdrückt:

„Mit 20 gestorben,
mit 80 beerdigt.“

Auch Staaten können in Zeitspannen, die ein Mensch gut überblicken kann,
kulturellen Stillstand erwirken. So müssen die heutigen Chinesen und Perser als
Beispiel aufpassen, dass nicht 50 bis 100 Jahre neue Herrschaft ihre 3000 Jahre
Kultur auslöscht.

Um andere Kulturen, wie z.B. die Majas, auszulöschen, haben die Spanier des
Mittelalters einige Monate benötigt.

Um Deutschlands Kultur zum Erliegen zu bringen, hat Hitler 1 Tag gebraucht,
nämlich den Tag seiner Wahl.

Die Wähler, sofern sie noch lebten, haben es 6 Jahre später, manche
Begriffsstutzigen 12 Jahre später schmerzlich erkannt bzw. zwischenzeitlich
erfahren.

Wandeln wir uns ständig,
täglich,
stündlich,

um nicht immer wieder von außen starrpanzig, starrmantlig, mumienhaft ideologisch umwickelt zu werden.

Fixis Träume

Melde gehorsamst: Heimatland terroristenfrei - *erschreckende Zukunftsideologien*

Lange Jahre, lange harte Jahre der Arbeit
waren das gewesen.
Aber jetzt, jetzt war es endlich soweit.
Jetzt, heute, konnte ich vor meinen Chef treten und sagen:
„Melde gehorsamst:
Heimatland terroristenfrei“.
Wir, wir hatten es endgültig wieder einmal geschafft.
Die Heimat war sauber.
Und der Dreh, der Trick, mit dem wir das geschafft hatten,
war so einfach, so genial.
Alle anderen zivilisierten Länder machten ihn uns
jetzt nach.
Und was war der Dreh?
Wir legten uns einfach eine riesige zentrale Krankenkartei zu,
da eine Kartei über gesunde Bürger politisch und datenschutz-
mäßig nicht durchzusetzen war.
Aber gegen eine Krankenkartei hatte gefühlsmäßig keiner etwas,
und es wurde demokratisch darüber abgestimmt.
Aber die Krankenkartei war natürlich viel besser.
Jeder Terrorist hatte irgendwann einmal ein Leiden.
Hämorrhoiden, Kopfschmerzen,
Grippe;
Medikamente.
Irgendwann hatte jeder etwas einmal mit der Krankenkasse zu tun.
Und wir vom Staat?
Wir speicherten das alles, wir speicherten alle,
wir speicherten einfach alle Daten.
Und wenn wir jemand in Verdacht hatten, der Hämorrhoiden,
Kopfschmerzen habe und bestimmte Tabletten eingenommen hatte,
dann ließen wir einfach alle Leute mit diesen Merkmalen
in die Rasterfahndung einlaufen. Und dann?
Und danach?
Nach einiger Zeit bestimmten wir dann, natürlich demokratisch,
wer Terrorist ist.
Und nach einiger Zeit bestimmten wir, natürlich demokratisch,
dass alle die Terroristen sind, die nicht für uns sind.
Um eine solche Diktatur auszuüben, brauchten wir nicht einmal
neue Gesetze. Die vor uns dran waren, diese dümmlichen Demokraten,
diese Vierjahreswahldenker, hatten uns alle diese Gesetze
schon vorher frei Haus geliefert.
Als ich mit meinem Orden, den ich für die Verkündung:
„Heimatland terroristenfrei“ erhalten hatte, nach Hause fuhr,
wurde ich von den Kameras an jeder Straßenecke aufgenommen
und zentral gespeichert.

Ich hatte ja einen neuen Orden und somit ein neues Merkmal.
(Wir hatten die Überwachungsstrecke für alle Personen inzwischen auf
100 m schrumpfen lassen können.)

Ganz tief im Herzen störte ich mich ganz gering daran.
Aber es war nichts zu machen; das war einfach der Preis der Freiheit.

Nachts träumte ich davon, daß ich auf ein Riff mit meinem Schiff auflief.
Aus Versehen und mit bester Absicht hatte ich das Steuerrad um 180°
gewendet. Als ich aufwachte klangen noch unklar die Worte „präziser, perfekter,
genauer“ in meinem Kopf nach.
Aber ich konnte weder mit ihnen noch mit meinem Traum irgend etwas anfangen.

Fixis Träume

Die neue demokratische Demokratie des Jahres 2030?

- *erschreckende ideologische An- und Aussichten*

Acht Jahre hat es gedauert, jetzt bin ich, Gott sei Dank, gewählt, demokratisch gewählt.

Und ich werde verpflichtet auf die Demokratie, und ich schreibe Artikel über die Demokratie.

Vor allen Dingen der Satz, den ich mir selber über Demokratie ausgedacht habe, gefällt mir ganz besonders: Demokratisch ist eine Staatsform dann, wenn die von uns gewünschten Veränderungen in einem zeitlich von uns überschaubaren Rahmen, durch uns selber wollend, möglich werden.

Viele jubeln mir wegen dieser tiefsinnigen Überlegung zu.

Ich glaube, dass mich die Demokratie dringend benötigt.

Da jedoch einige dummliche, antidemokratische Abweichler unter uns weilen, müssen wie die Demokratie so aufbauen

und uns verschiedener, leider unumgänglicher Mechanismen bedienen, die es verhindern, dass uns die Macht entzogen werde.

Wenn wir uns strikt an die demokratischen Befehle halten, so ist die Demokratie für uns, zumindest auf lange Zeit, gesichert.

Einige gelehrige Schüler wollten nun diese Punkte erfahren.

Sie machten einen recht intelligenten, aber strategisch dummlichen Eindruck.

Somit konnte ich ihnen ohne Gefahr das Wissen vermitteln.

Sie würden es in ihrem geistigen Schatzkammerlein behalten.

Sie würden aber dieses Wissen niemals gegen uns anwenden; dazu hätten sie viel zu große moralische Skrupel.

Also begann ich:

„Willst du eine demokratische Staatsform auf lange Zeit sichern, so beachte folgende Punkte:

1. Unbedingte Verhinderung von Volksentscheiden bei lebensentscheidenden, lebenswichtigen Fragen.
2. Monopol für Massenkommunikationsmittel.
 - 2.1 Monopol für die Information nach außen:
Kein Postmonopol,
kein Telefonmonopol,
kein Fernschreibermonopol,
aber,
Monopol für Vertriebsnetze, für fremde Kommunikationsträger (sog. Metakommunikationsmonopol),
indirektes Rundfunkmonopol durch Aufsichtsgremien,
indirektes Fernsehmonopol durch Aufsichtsgremien.

- Wünschenswert wäre ein Monopol auf Rundfunk, Fernsehen und Zeitschriften, um wichtige Nachrichten verbreiten zu können (welche Nachrichten wichtig sind, wird durch Staatsmonopol bestimmt). Wenn das nicht mehr zu machen ist, ist unbedingt die Mehrheit in den Aufsichtsgremien zu sichern.
- Auch ein Gesetz, das die Beleidigung von staatstragenden Organen - wie Präsident, Kanzler oder Wehrmacht - unter Strafe stellt, ist hier als Überbrückungshilfe zwischenzeitlich hilfreich.
- 2.2 Monopol für die Kommunikation nach innen (Staat).
Monopol für Informationsnetze zur Überwachung von Terroristen. (Wer Terrorist ist, bestimmt auf die Dauer der Staat.)
Das Nebenprodukt dieser Rasterfahndung ist die perfekte Überwachung des einzelnen.
Monopol für die Koordination von Befehlsinformation (z.B.: Polizei).
Monopol, um zu verhindern, daß Informationsprozesse von Nichtstaatsorganen verwendet werden; sie könnten sonst durch Informationskoordination den Staat durch Lahmlegung von Schlüsselpositionen außer Kraft setzen.
Monopol für die Information nach innen (Einzelperson):
Monopol für die Spurenüberwachung; im einzelnen kann so mit Hilfe z.B. intensiver Verkehrsüberwachung jedem jederzeit gefolgt werden.
Monopol zum Bankgeheimnis.
Monopol für Lebensdaten, Versicherungsdaten, Krankheitsdaten.
3. Maschinenlesbare, fälschungssichere Ausweise, persönliche Daten, um eine Rasterfahndung jederzeit möglich zu machen.
Auch eine Kombination, z.B. einer Plastikgeldkarte bei Verbot von Direktzahlungen mit Geldscheinen und Münzen, ist günstig. Hierdurch kann die tägliche Tätigkeitsspur jedes einzelnen gut nachvollzogen werden.
4. Förderung von Willkürentscheidungen staatlicher Institutionen durch Unüberschaubarmachung der Entscheidungswege (sog. Entwürdigungsstrategie).
5. Monopole für den Informationszugriff (sog. Staatsdatenbanken, z.B. für leistungsbezogene Krankheitsdaten). Sie garantieren immer einen Informationsvorsprung.
6. Quantitative Zunahme von Gesetzen und Vorschriften. Durch die unübersehbare Zunahmefülle der Gesetze und Vorschriften werden die unter Nr. 4 aufgeführten Willkürentscheidungen staatlich sanktioniert.
Die Absicht, die dahinter steckt, ist folgende:
Jeder Bürger macht sich durch die Zunahme von Gesetzen irgendwann, ohne sein Wissen, schuldig. Dann hängt es von der Willkür, d.h. von der Gnade des Staates ab, ob er bestraft wird oder nicht. Wir Demokraten bezeichnen dies als sog. Metakriminalisierung der Gesellschaft.

Die weitere Absicht ist folgende:

Nur mit Hilfe von Experten sind die Gesetze und Vorschriften verständlich.

Die Experten fördern selbstverständliche wiederum den Machterhalt.

Weiterhin wird die Möglichkeit, durchsichtige Informationen zu erhalten, somit selbstkompetent zu werden, verzögert bzw. verunmöglicht.

Die unbeabsichtigte Wirkung ist folgende:

Die Gesetzesbefolgungsrate sinkt, da zwischen Bürger und Staat kein Arbeitsbündnis mehr vorhanden ist. Wenn es jedoch um reinen Machterhalt geht, ist ein Arbeitsbündnis nur in minimalem Ausmaße erforderlich.

7. Einführung demokratisch anmutender Gesetze, die die Handlungsfreiheit des einzelnen auf Kosten von unberechtigten Gruppeninteressen diktatorisch beschneiden (z.B. Ladenschlussgesetz, Volkszählung, Zivildienstregelung, Pflichtversicherung).
8. Förderung von wohlgesonnenen, quasi staatlichen Institutionen mit diktatorisch anmutenden Satzungen, die jedoch immer demokratisch abgesichert wurden.
Z.B. bis vor kurzem englische Gewerkschaften, Aufsichtsgremien in öffentlich rechtlichen Institutionen, z.B. Rundfunk, Fernsehen.
9. Förderung von Vorschaltgesetzen, z.B. vor Wahlen (siehe auch Punkt 1)
5%-Klausel bei Bedarf 10%-Klausel u.s.w..
Eine solche 5%-Klausel fördert auch die quasi demokratische Argumentation:
„Sie können ja, wenn Sie anderer Meinung sind, eine Partei aufmachen.“
Wir müßten, um unsere Gruppenmeinung durchzusetzen, unsere Interessen völlig auf eine Parteigründung konzentrieren. Somit wären alle anderen Aktivitäten ausgeschaltet. Da dies, außer Machtstrategen, kein Mensch macht, ist normalerweise von der Bevölkerung her kein direkter Zugriff zur Demokratie zu erwarten, da ja Volksentscheide als unzulässig erklärt wurden.
10. Förderung von psychologischen Machterhaltungsstrukturen, z.B. durch Aufstellung von politischen Landes- oder Bundesfürsten, die lange Zeit regieren. Der Bürger bekäme, wenn er sich vorstellen würde, diese Leute würden nicht regieren, eine Entzugsangst. Er wird sie wieder wählen, da er Experimente scheut.
11. Informationsvorsprung durch eristisch-rhetorische Ausbildung der demokratischen Parteigenossen.
Beispielsweise sind folgende Merkmale sehr günstig, um den demokratischen Machterhalt zu sichern: Parteigebunden, gute rhetorische Ausbildung, bildhaftes Schablonendenken, Beherrschung der böartigen Rhetorik (sog. Eristik), einschl. der Beherrschung der Killerphrasen, Sendungsbewusstsein, normaler bis leicht erhöhter Intelligenzquotient; insensibel gegen Kritik. Das Kriterium Adaptationsfähigkeit auf die Wünsche der Bevölkerung braucht nicht vorhanden zu sein.
Der o.g. demokratische Mensch muß nur fähig sein, der Bevölkerung das Gefühl zu vermitteln, man habe ihre Wünsche berücksichtigt.

Weitere Variablen sind:

Beherrschung des einfachen Sprachcodes (sog. restricted code) und Heiligenscheineffekt: dies bedeutet, man nimmt für sich ein Unfehlbarkeitsmonopol in Anspruch, da man ein moralisches Ideal verfolgt. Hiermit ist auch gleich die verbindliche Interpretation der Wahrheit verbunden.

12. Schaffung von Feindbildern, die jederzeit abrufbar sind, um die Notwendigkeit von mehr Polizei, von mehr zentralen Datenbanken, von mehr Staatssicherheit, von strengerer Verwahrung von Staatsfeinden demokratisch durchsetzen zu können.
13. Verhinderung eines Nachdenkens über unsere demokratische Staatsform durch eigene Parteimitglieder.
Dies kann nur dadurch bewerkstelligt werden, daß diese Parteimitglieder mit viel Arbeit überlastet werden, so daß sie nicht zum Nachdenken kommen. Sie sollen eintauchen in die hektische Aktivität, die auf keinen Fall sinnvoll sein muß. Er/sie sollen ca. 80 Stunden pro Woche tätig sein, jedoch nicht arbeiten, d.h. geistig arbeiten. Die Aktivität soll, wie oben ausgeführt, nur das Nachdenken verhindern. Wir planschen sozusagen in einem Informationssee und geben den Mitgliedern das Gefühl, wenn sie schwimmen, hätten sie auch schon eine Richtung.
Wir bezeichnen das als sog. „Morbus Plansch“.
14. Identifizierung der eigenen Partei mit Freiheitssymbolen oder archetypischen Symbolen, z.B. Freiheit, Frieden, Umwelt, Kampf gegen Unterdrückung, Kampf gegen Ungerechtigkeit, Kampf gegen „die da“, Kampf gegen „den da“, Kampf gegen „das da“.
Hat der Bürger diese Symbolinformation aufgenommen, kann die Partei oder die Person, die die Partei repräsentiert, alles, auch das Entgegengesetzte, intern machen.
15. Identifizierung der eigenen Person mit Symbolen, z.B.:
dick = freundlich,
randlose Brille, möglichst an der Spitze der Nase = er überblickt alles.
Betonung, dass er von unten kam, dass er also einer von uns ist.
16. Möglichst viele Schulden machen. Dies bewirkt folgendes:
 - Der Politiker kann so ziemlich alle Gesetze, natürlich auch antidemokratische, fabrizieren, wenn er nur vorgibt, damit die Schulden zu reduzieren.
 - Diese Gesetze verarmen den Bürger. Er wird mit einer Rente auf dem Sozialhilfeniveau auskommen müssen. Mit Hilfe dieser Entwürdigungsstrategie wird er alles, was er über dem Sozialhilfeniveau empfängt, als Wohltat ansehen. Er wird sozusagen eine Beute des Staates.
Plötzlich schoß in mir ein Gedanke hoch.
Eigentliche wäre eine „repräsentative“ Demokratie eine Demokratie, bei der die Risiken des Volkes im Parlament sich wiederfinden, günstig.
So müßten 10 % der Abgeordneten (abwechselnd) Arbeitslosengeld beziehen und damit auskommen. 1 % der Abgeordneten müssten, wie

Obdachlose, in Zelten wohnen.

Aber genau so schnell wie der Gedanke gekommen war, verblasste er wieder.

Danach gab ich mir einen Ruck und konnte mich wieder meiner „ordentlichen“ Arbeit zuwenden.

- Dass junge Bürger, die keine berufliche Zukunft, bedingt durch Arbeitslosigkeit, haben, die Solidarität mit dem Staat und den Älteren aufkündigen oder nicht beachten, ist nicht von Interesse, da wir, die Interessenvertreter des Volkes, staatliche, steuerfinanzierte Pensionen erhalten.

17. Viele Bürger merken es:

Eine glückliche Zeit geht zu Ende.

- Eine Zukunftssicherung in bezug auf Rente, wird es nur noch auf privater Basis geben. Jeder wird wahrscheinlich verpflichtet werden, sich so zu versichern, daß er mit seiner zukünftigen Rente über dem Sozialhilfeniveau liegt. Wo er sich versichert, wird ihm zukünftig freigestellt.

Die Bürger, die Anwaltschaften erworben haben, werden dies über einer höheren Mehrwertsteuer finanziert bekommen.

- Möglicherweise wird der Krankenversicherte der Zukunft, Geld (Arbeitgeber-/ Arbeitnehmeranteil) für bestimmte, z.B. nicht lebensbedrohliche Erkrankungen sowie zahnärztliche Leistungen, auf ein Sperrkonto einzahlen.

Ab einer mathematisch zu berechnenden Risikosumme wird dann sein Konto zum „Überlaufkonto“.

Das heißt, alle Anteile, die über der Risikosumme liegen, fließen dem Krankenversicherten als echte Rückerstattung zu.

- Die Lohnnebenkosten wird es kaum mehr geben. Sie werden von allen Personen durch eine Erhöhung der Mehrwertsteuer getragen werden.
- Den Beamten wird es in Zukunft nicht mehr geben.
- Der Staat wird so verschlankt werden, dass er nur noch fähig ist, normative Rahmenvorgaben zu liefern. Dadurch wird er per Gesetz von seiner Spielsucht - Geldausgeben, unverantwortliche Schulden auf Kosten noch ungeborener Bürger zu machen - möglicherweise geheilt.

Ob die Verantwortlichen im Staat diese Gedanken vor der Selbstvernichtung des Staates in die Tat umsetzen, ist mehr als fraglich.

Denn diese Gedanken sind zwar lobenswert, aber sie sind dem Machtzuwachs abträglich. Deshalb werden wir mit allen Mitteln verhindern, daß sie verwirklicht werden.

18. Tja, viele wollen diese Demokratur noch nicht.

Aber durch unsere erbmäßige Ausstattung, perfekt bis zur Selbstvernichtung, bewirken all diese Faktoren über alle Parteigrenzen hinweg dasselbe, die Einführung der Demokratur.

An und für sich müsste man die Bevölkerung vor den demokratischen Diktatoren schützen, aber dank unserer Monopolstellung hat ihnen das noch niemand gesagt.“

Der junge, intelligente Mann hat alles mitgeschrieben, wollte es im Rahmen einer Doktorarbeit über Machiavelli verwenden.

Aber, wie ich schon sagte: Der junge Mann war ungeheuer dümmlich-intelligent.
Ich glaube, daß ich der erste bin, der diese Gesetze durchschaut.
So ist es auch nur gerecht, wenn ich an der Macht bleibe.

Ich, ich, ich,
ich kann sagen,
daß wir endlich den demokratischen Staat haben.
auch wenn die anderen, d.h. unser Volk, ihn gar nicht so wollen.
Auf jeden Fall ist und bleibt er ewig.
Tja, der Staat, der Fortschritt in der Demokratie (das Fortschreiten - weg von der
ehemaligen Demokratie) erfordert viel Schweiß und Überlegung.
Vor allen Dingen ist erforderlich, die Demokratie vor dem Zugriff von
demokratelnden Selbstbestimmern allezeit endgültig zu bewahren.

Ich ging in die Kirche und trank das Weihwasser aus,
ich glaube, ich hatte es verdient.
Die neue, demokratische, heilige Flamme
war in mir wieder einmal aufgelodert.

Fixis Träume

Die halsumschlingende Liebe

- *verschleierte Ideologie*

Vor Monaten war ich schon aufgebrochen;
durch das ganze Land,
unser Land, war ich gezogen,
um ihnen, den Menschen,
von meiner Erleuchtung
zu predigen.
Alles, alles muss,
soll,
darf aus Liebe getan werden.
Dies war die Botschaft,
meine Botschaft,
meine Botschaft,
meine Botschaft.

Sie umsäuselte wie Sommertonwellen das Ohr
und erwärmte das Herz von vielen.
Ja, das war's!
Das war es, was sie suchten!

In einer Welt voll Hektik, voll Hass, voll Neid, voll Ehrgeiz,
voll Wissensgestrüpp, voll Wissensdickicht,
ja, voll Wissensurwald
kam endlich einer,
der schlicht und einfach sagte,
wo's lang ging.

Und ich wanderte über das Land
und ratterasselpredigte diesen
einfachen, schlichten, ergreifenden Gedanken
immer aufs neue,
aufs neue, aufs neue.

Erst kamen wenige mit mir.
Doch bald wurden's mehr und mehr.
Meine Worte waren wie eine Sturmflut.
Sie ließ gewaltige Menschenwogen sich heben
und über das Land fluten.
Ich hatte die richtigen Worte gewählt;
ich war zufrieden;
ich war stolz.
Ich!
Ja, ich war auserwählt.

Alle lagen mir zu Füßen
und hingen an meinen Lippen,
um ja kein Wort in die Tonfinsternis
entkommen zu lassen.
Aber ein Waisenhaus, ein Asylantenheim
besuchten wir nicht,
dazu hatten wir keine Zeit.
Wir, ja, wir waren zu Höherem berufen.
Und eines Morgens kam einer still des Weges daher.
Ich lud ihn ein, freundlich und voller Liebe ein,
mit uns mitzugehen.
Er lehnte ab.
Ich fragte ihn leicht verärgert: „Warum?“
Und er, er sagte:
„Ich glaube nicht an deine Liebe“.
Da krallten sich meine Hände um seinen Hals,
und mein Inneres schrie:
„Wenn du nicht an meine Liebe glaubst, bring' ich dich um!“
Alle meine Freunde stimmten mir jubelgeifernd zu.
Ich aber erbrach und fiel in Ohnmacht.

Fixis Träume

Der Mundgeruch

- *tödliche Ideologie*

Kein Wissenschaftler kann sich heute mehr aus der Verantwortung schleichen.
Er hat die Folgen seines Tuns abzuschätzen und muß notfalls seine Ergebnisse vernichten.

Jahrhunderte, Jahrtausende lang wurden wir erzogen:
Für Allah zu sterben ist das Größte, Schönste, Höchste,
wir kommen dann direkt ins Paradies.
Abweichungen von dieser Meinung wurden und werden,
Allah sei Dank, nicht geduldet.
In Frage stellen, reflektieren,
diese Worte sind Sünde.
Sie müssen bereits im Keim erstickt
oder ihre Wurzel ausgerottet werden.

Auf den Bahamas unter einem tropischen Sonnendach
lag Abdula el Kefir;
in seiner linken Hand hatte er den Koran,
mit der rechten ließ er ein Bananenmixgetränk
an seinen Mund gleiten.

Und er erläuterte mir lächelnd seine Religion.
Ich erzählte ihm von der unsrigen.
Von unseren Ideologien,
von unseren Nöten,
von unseren selbstverursachten Katastrophen,
von unseren Kriegen,
von unserem Hitler.
Und ich erzählte ihm,
wie wir durch unsere eigene Ideologie
uns ums Haar ausgerottet hätten;
dies wäre vor 50 Jahren gewesen.
Wäre Hitler heute gekommen,
und wären wir ihm, wie damals
schalmeienhaft rattenfängerisch gefolgt,
unser Land wäre vernichtet, verstrahlt, tot,
und viele andere Völker, zumindest teilweise, auch.

Ich drehte mich um, abrupt.
Ich wollte die Wirkung meiner Worte auf seinem Gesicht ablesen.
Nichts,
gar nichts,
überhaupt nichts.

Er lächelte in sich gekehrt
sein überlegenes, verträumtes Lächeln.
Es erinnerte mich an ein Lächeln,
das ich des öfteren in China angetroffen habe,
als wir über den Sieg des Kommunismus diskutierten.
Es erinnerte mich an das Lächeln der Flieger,
die von Hiroshima heimkehrten.
Es erinnerte mich an das Lächeln meiner Vorfahren,
als er vom Polenfeldzug 1940 heimkehrte.

Es ist das unerschütterliche, dummdreiste Lächeln
intelligenter Menschen,
Herrenrassemenschen,
die den Aasgeruch des Todes verbreiten.
Es ist das Lächeln von lebenden Leichen.
Und aus dem Radio kam die Meldung,
ein Himmelfahrtskommando hätte San Francisco ausgelöscht
mit einer Atombombe.

Und er nicklächelte.
Zwischendurch, aber nur kurz,
war er sauer und wütend,
weil der Boy ihm nicht schnell genug
Eis für seinen Bananendrink nachlieferte.
Aber als die Meldung kam,
dass weitere Terrorkommandos
Tokio, Amsterdam, London,
Hamburg bedrohten, lächelte er wieder.
Sie hätten ihre Atombomben bereits in diesen Städten deponiert,
hieß es in dieser Meldung.

Da lachte er kurz, irr,
mit aufgerissenem Mund.
Und als der Boy ihm aus Versehen
mitten in seinem schmerzklingenden Lachen
einen Eiswürfel auf den Fuß warf,
wollte er ihn erwürgen.
Der Boy hatte angstweite, weiße Pupillen.
Er, das Kaninchen der alten Welt,
wehrte sich nicht.

Da erstach ich Kefir.
Ich konnte einfach seinen Mundgeruch,
den er beim Lachen verbreitet hatte,
nicht länger ertragen.
Anschließend bat ich den Boy,
mich mit samt meinen Plänen
für die Giftgasfabrik von Kefir
von den Klippen zu stoßen.

Er tat es zögerlich.

Er tat es erst, als ich ihn mit meiner Pistole bedrohte.

Fixis Träume

Die Angst des Erleuchteten

- *Angst vor Machtirren*

Den lockend mörderischen Sumpf,
die orkanaufgewühlten ozeanischen Gewässer
und die gletscherspaltig durchzogenen Berggefilde
der Welt und des Traumes
hatte er,
der Erleuchtete,
durchschritten
und weg-gehend durchlitten.
Den Mond, die Sonne, die Sterne,
die Ähren im Wind,
das süß wehende, heimatlich hüllende, offene, glitzernde Nichts,
hatte er, der Erleuchtete, gesehen, wenn er den Blick,
den Geist auf sich selbst richtete.
Und er verkündete die Spruchweisheit, die jeder an
sich selbst erfahren darf und erfahren muß:
„Außen ist innen, und innen ist außen“.
Für seine Brüder und Schwestern hatte er seine Gedanken
in Gleichnissen und Geschichten immer wieder
und wieder erzählt.
Und er erzählte ihnen, daß ihnen ihr eigener Spruch
zufließen möge und zufließen müsse, daß sie ihn erringen
müßten, auch wenn es der gleiche wie der seine sein.
Und er erzählte ihnen von seiner langen, dunklen
Nichterleuchtung.
Und er erzählte ihnen von der süßen Ohnmacht, die seine
mächtigen, aber leicht betäubend wirkenden Gedanken
verbreiten könnten.
Und er erzählte, wie er sich betäubt und ohnmächtig
stolpernd immer und immer wieder auf den Weg gemacht hat,
um die Morgensonne zu begrüßen.
Nur eines erzählte er nicht:
Die Geschichte seiner Angst.
Immer wieder träumte er von der Zukunft.
Eines Tages, lange nach seinem Tode, kommt ein
klirrend machtbesessener Herrscher daher.
Er benutzt seine Nichtelehre als Symbol der Macht.
Er läßt alles niederschreiben und erklärt die Schrift;
und erklärt sie zur offiziellen, unabweichlichen,
alle Dinge erklärenden Liebeslehre.
Wer davon abweicht, ist dem Tode verfallen.
Schweißgebadet wacht er jede Nacht nach diesem Angsttraume
auf. Aber er fühlt sich zu schwach, den Satz auszusprechen,
der wie ein Orkan kreuz und quer durch seinen Kopf fegt.
„Der Buchstabe tötet, nur das brüderlich

sprechende Wort macht lebendig.“

Fixis Träume

Der blutige Kopf

- *pubertärer Entwicklungssprung*

Ich stehe vor dem Spiegel im Bad.
Das Zähneputzen, das Waschen, das Bürsten ist fällig.
Als ich zufällig in den Spiegel schaue,
seh' ich ohne Erregung
auf der Ablage einen Kopf mit Hals stehen.
Nur ganz wenig Blut fließt von der Ablage herunter.
Doch der Kopf scheint keine Schmerzen zu spüren.
Er redet und unterhält sich ganz locker mit mir.
Ja, ich, ich rede gerne mit ihm.
Übrigens, damit ich es nicht vergesse zu erwähnen:
Es ist der Kopf meines Vaters.

Während des Plauderns mit ihm
denkrede ich gleichzeitig
zwiesprächlich mit mir selber.
„Was ist es, dass ich ihn anschau' ohne Bangen,
ohne Furcht, ohne Ekel?“

Das ist's!
Blutend reden kann er,
doch kann er
kratzen, schlagen, gehen,
streicheln, beißen, trinken,
spielen, tollen, speisen!?
Nein, das kann er nicht!
Ich kann mit ihm spielen,
aber er nicht mit mir.
Seine Worte sind angenehm wahr, aber ich,
ja, ich könnte sie, wenn ich wollte,
und wenn sie mir nicht paßten,
auf der Toilette im Bad mit dem nächsten
Stuhlgang zusammen hinunterspülen.

Ich erwache aus meinem Traum
und ich sause zum Spiegel.
Doch alles ist wie früher.
Kein Kopf, kein Hals, kein Blut,
NICHTS!
Doch da!
Was muß, was darf ich entdecken!?
Der erste weißbräunlich schimmernde Haarflaum
beginnt neugierig um sich lugend
sich über die Oberlippe sprießend auszubreiten.
Na, wenn das nichts ist!?

Fixis Träume

Der mongolische Feuertopf

- *Erwachsenen-Entwicklungssprung*

Hand in Hand schreiten wir Seit' an Seit'
in Gelsenkirchen zur gewerkschaftseigenen Demo:
„Rettet das Ruhrgebiet!“
Und wir tragen die Transparente:
„Hie, ha, ho, die da oben geh'n K.O.!“
Und wir skandieren die Gesänge:
„Brüder der Sonne, der Luft und des Wassers,
lasst uns zusammenhalten,
lasst uns zusammen marschieren,
lasst uns jetzt protestieren.“

Ja, neben Hans, meinem Kumpel, meinem Kumpan früherer Zeiten,
fühl' ich mich wohl, bin ich zu Haus', ja, richtig daheim.
Hach, und er kann so schön fluchen und mir alles genau erklären.
Wenn ich so geh' und trommle und fluche und singe,
dannühl' ich mich richtig beschwingt und frei.
Vielleicht, ja, wie die Germanen bei der Völkerwanderung.
Richtig frei und mächtigühl' ich mich dann.
Als wär'n mir tausend Federn gewachsen.
Ja, jetzt hab' ich sie plötzlich, die Scharfkralen, den Hackschnabel,
das und die mächtigen Gleitschwingen des Adlers.
Und ich genieß' den Flug der tausend und tausend Kumpane,
die die Strahlen der Sonne auffangen und die die Erde
mit ihrem Schatten in Angst und Schrecken versetzen.

Jetzt sind wir auf dem großen Marktplatz am Ziel.
Wir ordnen uns nach Transparenten.
Wir lassen eine Gasse für das Fernsehen.
Und jetzt habe ich Zeit, mir das Vogeltrugbild des Adlers
aus den Augen zu wischen.

Und wir singen und klatschen und reden.
Und ich fühle mich stark,
 verzweifelt stark,
 ohnmächtig stark.
Ichühl' mich wie der Wind, der Orkan,
der Hausdächer abdecken, Autos umwerfen und Bäume
entwurzeln kann.
Aber ich fühle mich nicht wie der Gärtner, der mit feuchtwarmen Augen
im winterumstürmten Gewächshaus den ersten schüchternen Trieb
des Salatkopfes jubilierend begrüßt.

Auch ichühl' mich nicht, wie der Schreiner in früheren Zeiten,

der den Schreibtisch, den Tisch und die Holzwand
zartstreichelnd vollendet.

Ich fühl' mich eher wie ein' heimatlos' Wolke,
die von Zufallswinden wird bald hierhin
und bald dahin getrieben.
Und die sich irgendwann, irgendwo über dem Meer, über dem Land
tränenströmend ergießt
und sich auflöst ins Nichts.

Ich fühl' mich auf dem Platz mitten unter all den Kumpels, Freunden, Fremden
plötzlich so unendlich allein, so heimatlos, steuerlos, ankerlos.
Und wir brüllen, wir singen, wir klatschen, wir reden.
Nein, eigentlich lassen wir reden.
Nein, eigentlich lassen wir alttestamentarisch predigen.

Da ich in der ersten Reihe stehe, kann ich ohne Schwierigkeiten
hinter die Redner schauen.
Und da stehen sie auch, leicht neblig verhangen, doch deutlich sichtbar,
unverkennbar, die Propheten des alten Testaments.
Und sie flüstern unseren Rednern zu:
„Redpredigt die Wahrheit, die einzige Wahrheit;
ihr habt sie.
Gebt denen da unten die weisen Gedanken,
doch hütet euch,
lasst sie um Gottes Willen nicht selbst anfangen zu denken.
Gebt ihnen allenfalls das Gefühl,
dass das, was ihr predigt, sie selbst gedacht hätten.
Denn fangen sie selbst an zu denken,
so verlassen sie euch, und ihr seid allein.
Und ihr müsset alles, was ihr habt, gemeinsam neudenkend gebären,
gemeinsam mühsam neudenkend erwerben.“

Plötzlich wandelt sich das Bild, die Sonne bricht durch.
Die nebligen Propheten verwehen,
und der Redner verwandelt sich vor meinen Augen
in eine Holzmaske, wie sie die alten Griechen im Theater trugen.
Oh ja, jetzt kann ich mich erinnern!
Auf unserer Griechenlandreise wurde uns ein altgriechisches
Theaterstück, ein Drama, vorgeführt.
Und als das Problem des Dramas für die Menschen unlösbar wurde,
trat ein Gott in Gestalt einer hölzernen Maske auf,
der Gott aus der Maschine,
der Deus ex machina,
und löste das Problem für die Menschen.

Und wir singen und klatschen, und wir werden beredet.
Und ich drehe mich um und gehe nach Hause.

Ich höre noch die Worte '30-Stunden-Woche' zu mir rüberwehen,
aber sie erreichen mich nicht mehr.
Warum eigentlich?

Vielleicht weil ich in New York war.
Dort arbeiteten alle Postangestellten 30 Stunden die Woche.
Und alle Postangestellten haben einen Zweitjob.
Sie werden gerne an der zweiten Arbeitsstelle aufgenommen,
da sie wissen, wie man arbeitet,
und vor allen Dingen, da sie sozialversichert sind.
Und die Arbeitslosen bleiben arbeitslos.
Wie gesagt, die heiligen Erlösungsworte erreichten mich nicht mehr.
Ich gehe weiter.
Es wird dunkel.
Ich geh' und fühl' mich heimelig wohl.
Die Schlote, die Halden mit Kohle,
der schmierig-stinkende Geruch.
ich fühl' mich wie bei Muttern.

An der nächsten Kreuzung peitscht der Wind mir ins Gesicht
und schreckt mich auf und läßt mich aus der Wiege fallen.
Tatsächlich, ich hatte einen Augenblick das Gefühl,
aus einer Wiege zu fallen
und auf das harte Straßenpflaster aufzuknallen.
Der Wind war zugig, kalt.
Ich fror ein wenig.

Dann kam ich an meinem Tor, an meinem Werkstor, vorbei.
Durch dieses Tor bin ich zwanzig Jahre gegangen, geschlichen, gehüpft.
Ja früher, wie haben wir „die da“, ja, „die da oben“ an diesem Werkstor hassen
können, hassen dürfen, fast mit religiöser Inbrunst.
Und heute?
Nur ein lächerlicher, fahlfadriger, modriger Geschmack bleibt zurück.

Plötzlich erinnere ich mich an die Worte meines Vaters.
Ich hatte gelächelt über das dümmliche Gesalber meines Vaters.
Er verkündete: „Ich geh' zu Thyssen, und du gehst zu Thyssen, dort ist's was
Sicheres.“
Ich hab' gelächelt und bin dann doch gegangen mit einer Hassliebe im Bauch.
Wie gerne wär' ich in ein Restaurant zum Arbeiten gegangen.

Und ich bin dann doch nicht weggegangen vom Werkstor
vor 5 Jahren,
obwohl ich wusste, dass das Heute kommen wird.
Aber der Trennungsschmerz, der Abnabelungsschmerz war zu groß, und mein
Messer war noch zu stumpf, um die Schnur zu durchtrennen.

Doch dortmals habe ich schon davon geträumt, ein Restaurant zu eröffnen.
Schon immer habe ich davon geträumt,
heute mache ich es auf.

Spezialität: Mongolischer Feuertopf mit 14 verschiedenen Salaten.

Als ich in unsere Straße einbieg', habe ich das Gefühl, daß meine Jacke zu eng ist, dass die Jacke mir nicht mehr passt.

Sie ist zu klein geworden. Ich werde sie morgen früh gleich ändern lassen.

Fixis Traum

Der Mumientraum

- *Loslassenkönnen als Entwicklungssprung*

Schnell und froh lernte Ingo.
Schnell lernte er gehen und sprechen.
Eine Freude für die Eltern,
eine immerwährende Freude für die ewig stolzen Eltern.

Und wieder ging ein Tag vorbei,
ein Tag voll Bewunderung für das Kind.
Ein Tag voller Bewunderung,
leicht gemischt mit der Feder des Neids,
für die stolzen Pfaueneltern.
Und wenn sie abends sich im Bett zufrieden kuschelten,
wussten sie nicht, was mit ihnen los war.
Sie heulten beide ein wenig.
Sie fingen langsam stockend an zu reden.
Keine Sätze, nur Worte,
wie Freude, Kind, schön.
Und dann kam doch ein Satz:
„Wenn es doch ewig so bliebe!“
Das Ziel, ein Kind zu haben,
ein frisch-froh-fröhliches-intelligentes Kind zu haben,
hatten sie erreicht.
Und dieses Glück, diese Freude
wollten sie ewig,
immer und ewig,
bewahren, bewahren, bewahren.

Morgens beim Frühstück wunderten sie sich doch sehr,
den gleichen Traum hatten sie beide geträumt!
Ihr Kind war in Ägypten als Gottkönig im jugendlichen
Alter in der Cheopspyramide beerdigt worden.
Es war ein wunderbarer Leichenzug.
Wunderbare Farben, Gerüche, Klänge.
Und ihr Kind lag da friedlich einbalsamiert.
Und sie, sie waren mit in die Grabkammer gegangen
und konnten nicht heraus.

Ganz still waren beide beim Erzählen geworden,
still und betroffen.

Ein Schrei!
Ein fürchterlicher, markerschütternder Schrei.
Um Gottes Willen!

Ihr Kind war alleine in der Küche.

Ingo hatte ein Messer auf seine Schärfe hin überprüft.

Die Wunde am Daumen blutete ziemlich stark.

Und sie?! Sie beide lächelten wie befreit
und freuten sich.

Als sie später zu dritt in den Garten gingen, sahen sie, wie die ersten neugierigen
Spitzen eines Schneeglöckchens auf den Weg nach oben
das Erdreich durchbrochen hatten.

Sie wussten nicht genau, warum sie plötzlich das Gefühl hatten,
danken zu müssen,
aber sie taten es trotzdem.

Fixis Träume

Die Kellerkinder

- *Verhinderung der Regression als Entwicklungssprung*

Komisch war's schon.

Jeden Tag besuchte ich sie, die Kellerkinder.

Und ich brachte ihnen jeden Tag etwas zu essen.

Manchmal blieb ich auch einige Tage bei ihnen unten.

Unrasiert, freundlich, kräftig, verlottert zeigten sie mir dann ihr Reich.

Überall gab es Gänge, Höhlen, Keller und Verstecke.

Es gab für sie jeden Tag so viel zu entdecken.

Und so beschlossen sie eines Tages nicht mehr nach oben zu gehen.

Aber hier unten sollte es ordentlich zugehen.

Allen, die sich nach unten verirrt hatten, zeigten sie freundlich den Weg nach oben.

An dem Tag, an dem ich hier am meisten entdeckte,

an den ich mich hier am meisten wohlfühlte

und auch bleiben wollte,

an dem Tag waren sie aber richtig lieblos zu mir.

Als ich ihnen meine Milch gegeben hatte,

schubsten sie mich durch ein Loch nach oben,

auf die sonnenglänzende Wiese.

Auch mein eingeklemmtes Bein und die verschüttete Milch

nutzten nichts. Nur eine kleine Verzögerung,

und dann war ich wieder endgültig oben,

vielleicht bis zum nächsten Besuch.

Ich freute mich schon darauf.

Ich wusste, dass unter der Wiese die Hohlkeller waren.

Und ich hüpfte auf der Wiese wie auf einer Trommel herum, um ihnen dumpfdröhnend zu melden, wo ich gerade rumtollte.

Und ich wusste, sie nickten taktfreundlicherhaft mir zu

und folgten neugierig der hüpfenden Tonspur.

Fixis Träume

Das fleischklumpige Wandbild

- *Heilung durch Tötung* *Entwicklungssprung*

Nein nicht, dass ich das Bild in der Vorhalle nicht gemocht hätte,
das war nicht der Grund, warum ich nie über es redete.

Es zeigte meine Ahnen.

Als Junge, ja, da habe ich es betrachtet, betastet, geliebt
und manchmal auch gehasst.

Dortmals war ich stolz auf Adalbert den Grausamen.

Der hatte noch richtig Pep in den Knochen.

gehasst habe ich ihn eigentlich nur, weil er mir seine schöne
Rüstung nicht vererbt hatte.

Dafür hätte ich heute eine Menge Kohle bekommen.

Und dann?

Dann hätt' ich eine ganze Wagenladung von Weibern in
Marketenderkleidern angeheuert;
alle hätten sie mir zu Diensten sein müssen,
wie Sklaven.

Scheißker! Mein Urahn.

Noch lange schimpfte ich so vor mich hin
und trank währenddessen zitternd
mein achttes Bier und meinen sechsten Schnaps.

Heute, tja, tja!

Heute machte ich mal wieder einen auf gesund.

Ich veranstaltete meine private Steinpilzkur.

Ein Stein, ein Pils u.s.w., u.s.w. ...

Oh Gott, ist mir schlecht.

Gott sei Dank, steht der Sessel da.

Alles dreht und hebt und senkt sich,
drehhebt senkt sich, wäre genauer.

Das Bild, ich glaube jetzt bin ich endgültig dran,
das Bild fängt an zu leben.

Adalbert kommt auf mich zu.

Adalbert, mein Urahnritter, war auch ein Säufer,
ein ziemlich schlimmer.

Wie oft hatte ich mir vorgenommen aufzuhören.

Immer kam etwas dazwischen.

Immer hatte das Es, das Etwas, das unbestimmte Etwas,
das unheimliche Etwas mich plötzlich beherrscht, gefangen, verschlungen.

Und ich wachte auf und spie mich an.

Ich wollte meinen Magen, mein Inneres, meine Gedärme hervorwürgen
und es den Vögeln zum Fraß vorwerfen.

Doch mein Körper, mein geschundener Körper, gab mein Inneres nicht frei.

Und die Vögel? Sie wollten mein Inneres nicht.

Es war ihnen zu alt, zu jahrhundertealt, zu vermodert, zu verwest.

Außerdem roch es ihnen zu stark, Es war jauchig.

So war ich still, wurde still. Zu helfen war mir sowieso nicht mehr.

Ich war am Ende.

Das Bild, ja, das Bild lebte.

Meine Frau bemerkte es auch und legte ihre Hand beruhigend auf meine Schulter.

Es war schön. Ich hatte plötzlich keine Angst mehr.

Ich war zu allem bereit.

Adalbert sah ich plötzlich nicht mehr, nur ein fleischiges Tier sah ich.

Krallen, viel Fleisch, hautloses Fleisch war alles, was ich sah.

Eigentlich war es kein Tier.

Es war ein bösartiger, aggressiver, wabbelnder Fleischklumpen.

Es war einfach ein „Es“.

Als es auf mich zukam, saß ich aufrecht und streckte ihm still die Kehle entgegen.

Und es war genau, sehr genau. Und es wusste genau, was es wollte, und war unersättlich.

Mit zwei Korkenziehern versuchte es, mein Herz anzubohren.

Anschließend verwandelte es sich für kurze Zeit in einen Chirurgen.

Es präparierte sich meine Kehle, umschlang sie kunstvoll mit Fäden, um sie bei gegebener Zeit zuziehen zu können.

Aber „Es“ wollte, wie ich, gleichzeitig alles.

Während „Es“ operierte, stieß es meiner Seele auch seine so bewährte dreizinkige Korkenzieherwaffe ins Herz. Der Korkenzieher verletzte, aber er traf mich nicht tödlich.

Durch den Schmerz wurde die Seele frei, verwandelte sich zum Adler und verfolgte „Es“.

„Es“ erkannte die Gefahr, ließ alles steh'n und liegen und flüchtete zum Bild zurück.

Doch der Adler war trotz des schneidenden Gegenwindes gleichauf.

Seine Flügel verformten sich zur Hand und er erstach das „Es“ von rückwärts, kurz bevor es das Bild erreichte.

Dem Adler tat das tote fleischklumpige Etwas leid.

Aber das „Es“ hatte alles gewollt und sich aus seinem Bildrahmen zu weit gelöst.

Der Adler ließ es fallen. Es löste sich rauchnebelartig auf.

Nur mein Hüsteln erinnerte mich daran, dass es da war.

Als ich am nächsten Morgen Adalbert vollständig nüchtern anblickte, lächelte er.

Jeden Tag, Tag für Tag, wischte ich auch nur scheinbar vorhandene Staubkörnchen vom Bilde ab.

Fixis Träume

Der wandernde Skifahrer

- *Sprung über die eigenen Normen*

Ankommen, ausziehen, anziehen.
Das Ritual lief wie eine Schallplatte ab.
Angekommen, ja,
angekommen war ich wie üblich in Kitzbühel,
unserem Wintersportort.
Jetzt möglichst keine Zeit verlieren!
Sofort aus den Kleidern,
sofort den Skidress an,
sofort in die Gondel rein
und sofort noch mindestens dreimal
die ganzen zehn Kilometer Abfahrt hinunterdonnern.
Abends war ich dann erschöpfungsabgehetzt zufrieden.
Ich hatte den ganzen Tag immerhin noch voll ausgenutzt.
Ich hatte die Skipiste noch ausgenutzt,
hatte keine Zeit, keine Minute, keine Sekunde verplempert.

Doch diesmal, ja diesmal, war es anders.
Ich stieg hetzte aus dem Auto,
stolperte und fiel hin.
Bewusstlos oder benommen war ich höchstens 2 Sekunden.
Die Nase verschrammt,
sie blutete ein wenig.
Eine Kleinigkeit, nicht der Rede wert.
Also auf und hinein ins Vergnügen.
Dann richtete ich mich abfahrtsbereit, elastisch auf,
sah auf,
sah auf die Skifahrer, die Gondel,
aber ich sah sie nicht scharf,
ich sah sie nur verschwommen.
Ich meinte, sie in ihrem hellen Dress vor einem
Fließband stehen zu sehen.
Und sie schütteten den Schnee und die Skier und sich selbst
fortwährend auf das Fließband.
Und freuten sich und lachten, wenn das Band schneller,
immer schneller und noch schneller lief.
Ich rief ihnen zu:
„Aufpassen! Halt! Gefahr!“
Aber sie hatten keine Ohren,
nur Augen,
große Augen,
große, gerötete Schneeaugen.
Sie starrten nur das Fließband an,
sonst nichts!
Ich hielt das nicht mehr aus.

Als ich hinsprang und sie wachschütteln wollte,
zerfielen sie zu Schnee.

Einfach so.

Einen von ihnen konnte ich retten.

Ich nahm ihn ganz vorsichtig in meine Arme
und trug ihn in meine Wohnung.

Dort schmolz er zu Wasser.

Ich weinte mit ihm kalt-warme, bittere Tränen.

Am anderen Morgen ging ich, wanderte ich
mit meinen Skiern auf der Schulter einfach umher.

Einfach so.

Vielleicht werde ich morgen skifahren,
ich weiß es noch nicht genau.

Morgen werde ich's wissen.

Morgen werde ich wissen,

ob ich Lust zum Wandern oder zum Skifahren habe.

Doch bis morgen habe ich noch viel Zeit.

Fixis Träume

Nichts ist unmöglich oder die erlösten Seelenschwalben - *kreativer Entwicklungssprung*

Schwalben sind mit feinen Pinselstrichen auf die
Vase wunderlieblich gezeichnet.
Dort verharren sie Tage und Nächte.
Doch eines Tages, als der überschwengliche Sonn'strahl
will mit ihnen das Fang-mich-Spiel spielen,
bekommen sie Ohren verliehen.

Und was hören sie nicht alles!
Den Ruf eines lachenden Kindes,
den Ruf der gebärenden Mutter,
den Ruf des ewig ringenden Zweiflers nach Sinn,
den Ruf des Kranken und Matten,
den Ruf des siechenden Bettlers,
den Ruf des freudig vereinten Paares,
den Ruf eines Ich's,
eines Du's
an der Schwelle,
an der Schwelle zu dir,
zu mir,
zum Tod,
zum Leben,
zum toten Leben,
zum lebendigen, lebenden Tod.

Nachdem sie den Ruf vernommen, lösen sich freud'voll luftig
die gleitenden, singenden, seligen Schwalben
aus porzellan-erdig verankertem Ton.
Und erlöst, erlöst vom schwalbigen Dasein auf der Vase,
gleiten die Seelenschwalben, ohne die Erde zu streifen,
im luftigen Windhauch hinauf zu der Sonne.
Erwärmt und geneckt, freundlich dauernd
am dauernden Lichtstrahl.
Und dann gleiten sie weiter,
sicher geleitet im Kiel des kittenden Rufschiffs,
zur offenen Herzvas' des Rufers,
bereit, dort ihr Nest zu errichten.

Fixis Träume

Die Ruck-Zuck-Zeit oder der tote Wanderweg

Im Andenken an die Brücke von Mostar

- ***ein Widerspruch in sich selbst (contradictio in adiectio)***
Ideologie und Kreativität
(Teilweise in Hexametern zu lesen)

Und dann,
und dann kam sie, drohahmend erwartet,
die spinnwebrig, teerklebrig, dunkle Ruck-Zuck-Zeit.
Und sie war plötzlich und schrecklich
und furchtbar und tödlich.
Auf beiden Seiten des Weges wurden die
Laubnischen zerstört
und Wälle und Dämme gebaut.
Der Weg wurd' begradigt, begraben, gesäubert, geteert.
Und das letzte Staubkorn floh voll Schreck
bebend über die Mauer in todesängstlicher Not
und ward gerettet vom saub'ren Verderben.

Und der Schwingwanderweg war dann nicht mehr.
Er war am Verdursten, Verhungern, trotz beten,
seine Kehle zugeschüttet, gequetscht und zertreten,
seine Seele ausgehaucht, öd' und leer.
Kein Auge blickt mehr, keinen Augenblick mehr.
Die Wanderaugen, sie war'n tot, starr und leer.

Und auf dem Wegleichnam tanzen ruckzuckig Helden,
Armeen im gleichschrittigen Takt.
Und der soldatische Hufschritt
läßt die gehörnten Helme
sich nickend rhythmisch verbeugen.

Und auf dem Wegleichnam tanzen,
stampfkrampfend,
die eisenschädlichen Treter,
und trampelig-ruckzuckig tönt's immer im gleichen
sägschreiquietschend, ohrschmerzenden Tone.

Und über die Brücke, den Fluss
marschieren die leichenfleddrig Stiefelbewehrten dahin.
Sie woll'n auch drüben auf der
wundervoll lieblichen Anhöh'
den Tret-Tot-Terror-Schritt ruckzuckig
im dämonisch eintönigen Grabtanz aufführen.

Doch die Brücke, sie fängt an zu schwingen,
sie bäumt sich still auf
bei diesen spinnwebig, teerklebrig, dunklen Zukunftsgedanken.
Und sie schwingt immer höher voll Mut und voll Wut
unter den klappernden, hirnlosen, zerstörenden Tretern.
Dann birst sie
 und begräbt das ruckzuckige Tretpack
 im tiefgründigen Fluss.

Und in späteren Zeiten, da sieht man
den Wanderweg blühen, so wie er früher einmal war.
Doch hie und da hat er,
und wenn er's betrachtet,
schmunzelt's schmitzselig ihm,
da hat er für Füße und Helme, die's brauchen,
auf dem Weg kleine, zementige Rundflecken gegossen,
um sich vor trampelnder Wut zukünftiger Geschlechter
auf immer sicher zu schützen.

**Dieses Gedicht ist
der Brücke von
Mostar gewidmet.**

Die verlorenen Füße

6. Fliegenbrief

Am nächsten Morgen las ich, dass die Vorfahren der Indios sang- und klanglos untergingen. Da musste ich hin und mir selbst ein Bild machen. Ich landete, und wieder klingelte es in meinem Kopf. Und wieder war ich ratlos, warum dieses Volk untergegangen war. Und wieder freute sich der göttliche Minister diebisch-diabolisch, dass ich seiner Hilfe bedurfte. Aber irgendwann, das schwor ich mir in diesem Augenblick, würde ich ihm seine Besserwisserei schon heimzahlen.

Und dann fing er an mit müde-gemütlich, arroganter Stimme mich, die Unwissende, aufzuklären. Und wie er es tat, wie genüsslich, wie oberlehrerhaft. Da begann ich ihn wirklich zu hassen.

Aber ich wollte unbedingt aufgeklärt werden. So schluckte ich den aufkeimenden Hass hinunter und hörte seinen Ausführungen aufmerksam zu. Doch in der hinteren rechten Fliegenhirnwindung, die für überfliegendes Denken, für Metadenken zuständig war, wurde gleichzeitig kräftig gemeißelt, gezimmert, gehämmert.

Warum?

Wir, die Fliegen, wollten doch lernen, selbständig zu denken, weiterzudenken, zu sprechen, zu diskutieren, zu handeln, zu planen. Ich, die Vertreterin der gesamten Fliegenrasse, insbesondere.

Und so benutzte ich den Hass als Feuerquelle, die dem emsigen Arbeiter an der Gehirnwindung Wärme, Nahrung kostenlos zur Verfügung stellte.

Und wie brodelte und kochte und meißelte es in meinem Gehirnwindungsraum; es war eine Lust, dem aufkeimenden Treiben zuzuschauen. Und siehe da, schon war der erste Regenbogenfarbengedanke gezimmert. Wie lautete er denn?

Ganz einfach!

„Warum“, so könnte ich den göttlichen Minister fragen, „gebt ihr euer Wissen nicht an die Völker der Welt weiter? Viel Unglück, viel Leid, viel Untergang, viele Todesqualen könntet ihr verhindern. Freut ihr euch so an der eigenen Intelligenz, daß ihr vergessen habt, dass sie einem Zweck, nämlich zu helfen, dienen soll?“

Diese schimmernden und glitzernden, blendenden Regenbogenfragegedanken deckte ich mit einem Tuch ab. Erst, wenn ich alles wusste, was der Minister wusste, wollte ich diese Frage freundlich und harmlos enthüllen. Das war meine späte, meine geplante Rache für seine jetzige Oberlehrerdümmelei.

Nach diesen für mich so befriedigenden Gedankengängen konnte ich den Ausführungen von G.M. wieder mit voller Aufmerksamkeit folgen.

„Die Azteken“, so begann er, „sind das Volk gewesen, das bisher die perfektteste Gehirnwäsche durchgeführt hat. Im Vergleich zu diesem Volk sind die zaghaften Gehirnwaschereiversuche der heutigen Völker, wie Russland, USA, Persien, Hitlerdeutschland, nur als jugenhafte Stümperei zu bezeichnen.“

Er begeisterte sich so sehr an diesem perfekten Gehirnwaschereisystem der Azteken, daß er sich sogar zu den Worten „heutige rezente Dilettanten“ hinreißen lies.

Nur die Deutschen, fügte er voll Hochachtung hinzu, würden Ansätze zeigen, ihr Gehirnwäschesystem, dem der Azteken relativ schnell anzunähern.

„Ein fruchtbares Land war es früher, das Aztekenland. Getreide, Früchte gab es in Fülle. Die Priester, die Krieger sammelten alles Getreide ein und lagerten es in riesigen Silos und verteilten es reichlich ans Volk.

„Wichtig,“ so erklärte mir G.M., „ist dabei der Ausdruck ‘reichlich’. Alle Angehörigen erhielten soviel zum Leben, dass ihre Bedürfnisse voll gestillt wurden.

Die Arbeiten, die Staatsangelegenheiten mit sich brachten, wurden von einem kleinen fürstlichen Aztekenclan, die Religionsangelegenheiten wurden von einem kleinen Priesterclan erledigt.

Die Krieger und die Priester veranstalteten zusammen Spiele mit festgelegten Spielregeln, bei denen das Volk unterhalten wurde.

Spiele und Essen waren immer reichlich vorhanden. Zufriedenheit breitete sich aus.

Träge, sich selbst genügende Zufriedenheit, so war die Freizeitbeschäftigung reguliert. Da alles überreichlich vorhanden war, wurde der Zwang nicht empfunden, der von diesem System ausging. Hie und da musste einer umgebracht werden, weil er das System in Frage stellte. aber solche dummen Leute, die sich an dem ewigen System vergangen hatten, hatten sich ihre Strafe selbst zuzuschreiben.

Und so verschwand bei dem Volke allmählich der aktive Teil des Gehirns gerade so, als wenn man ein Ei an beiden Enden geöffnet und ausgepustet hätte. Die Hülle war zwar noch da, der Inhalt jedoch verschwunden.“

Ob das schlimm war?

„Nein, eigentlich nicht, solange sich die Verhältnisse nicht änderten.

Doch als die politische Witterung sich änderte, gingen viele Völker, viele Menschen zugrunde.

Sie hatten nicht gelernt, sie hatten verlernt, über den Tag hinaus zu denken und für sich selbst zu sorgen, für sich selbst einen Lebensplan zu entwickeln.

Und als die Spanier mit ihren paar wenigen Rittern ins Land kamen und den Aztekenkaiser, das Oberhaupt, gefangen nahmen, gingen viele Völker, viele Menschen zugrunde. Sie hatten nicht gelernt, sie hatten verlernt, über den Tag hinaus zu denken und selbst einen organisierten Widerstand zu entwickeln, für sich selbst einen Widerstandsplan zu entwickeln, für sich selbst einen Befreiungsplan zu entwickeln.“

Und heute?

Auch heute noch sehen wir das bei den Nachfahren: wie Pflanzen keimen, wachsen, verblühen sie, abhängig von Boden, Wind, Sonne, Regen. Aber sie haben auch heute noch nicht gelernt, sie haben es seit damals verlernt, sich zu bewegen, sich fortzubewegen, fortzuschreiten, fortschrittlich zu werden. Sie haben verlernt, Altes aufzugeben, Altes umzuwandeln, Altes für die Zukunft zu bewahren.

Ihre Füße - ich schaute sie mir erschrocken an - waren gänzlich verschwunden.

Sie hatten - es war ganz komisch anzusehen - keine Füße mehr.

Die Füße hatten sich in Wurzeln umgewandelt. Sie steckten tief im Boden, unbeweglich für immer, für ein ganzes Leben. Wenn alles günstig stand, keimten, wuchsen, blühten, vermehrten sich, verblühten sie. So wurden sie vor Jahrhunderten zu den ersten Menschenpflanzen der Welt.

Diese Pflanzen sind zäh wie Unkraut. Sie wuchern noch heute und sie schlagen sofort Wurzeln, wenn das Verwöhnungswasser über die Häupter der Menschen gegossen wird. Nur, neue, schöne Füße hat kaum einer wieder bekommen. Dazu müssten Ströme von Schweiß vergossen werden. Das ist zu mühsam bei dieser Hitze, tagaus und tagein.

„Auch heute werden noch solche Pflanzenfüße gezüchtet“, sagte G.M. leise und voll Bedacht. Ein Hauch Trauer legte sich auf sein Gesicht. Die nachdenklichen Gesichtszüge ließen sein Gesicht wie einen Tempel kurz vor Sonnenuntergang erblühen. Ich glaube, jetzt, in diesem Augenblick, hatte ich ihn das erste Mal wirklich gerne. Er fühlte das. Er wischte sich verstohlen die schimmerfeuchtglänzenden Augen ab, bevor er weiterredete.

Die abgehackten Kokospalmen

7. Fliegenbrief

Bevor er weiterredete, versetzte uns G.M., als wäre das nichts, innerhalb einer Sekunde auf eine kleine Insel, die den Papuas gehörte.

Dann begann er von neuem.

„Im 2. Weltkrieg“, sagte er zu mir, „hat ein Papuastamm ebenfalls Pflanzenfüßchen bekommen.“ G.M. sah mein fragenerstauntes Gesicht und redete schnell weiter, um mir meine Fragen zu ersparen.

„Die Papuas“, so fuhr er mit einer Märchenerzählstimme fort, „waren ein glückliches und zufriedenes Völkchen. Sie ernteten Kokosnüsse in Hülle und Fülle. Auch Fische waren genügend vorhanden. Sie hatten alles, was sie brauchten. Es war wie im Paradies. Die meiste Zeit des Tages konnten sie also mit Tanz, Spiel, Gesang verbringen. Manche begannen auch, aus vorhandenem Holz Figuren zu schnitzen, zufällig, absichtslos, ziellos. Nur aus Lust und Langeweile.

Da kamen Soldaten auf die Insel und mit ihnen das Kriegsleid. Als sie wieder weg gingen, schickten sie an Fallschirmen Care-Pakete. Die Papuas nahmen diese Care-Pakete als Geschenk der Götter an. Und sie begannen, die Kokospalmen zu verachten und zu fällen. Und sie begannen, ihre Fischernetze zu verbrennen. Und sie aßen und aßen alles, was in den Paketen war. Und genau zu diesem Zeitpunkt wuchsen ihnen dann die Pflanzenfüße.

Als die Pakete ausblieben, wurden sie aggressiv und hilflos.

Es dauerte Jahre, Jahre der Hilfe, bis sie wieder ihr normales, selbstbestimmtes, behütetes Leben führen konnten. Die Geschenke hatten sie fast lebensuntüchtig gemacht und auf dieser kleinen Insel fast ausgerottet. Ganz haben sie dort die Pflanzenfüße bis heute noch nicht abgehackt.“

Epilog

6. und 7. Fliegenbrief

„Unsere Kinder sollen es einmal besser haben als wir.“

Dieser Spruch macht mehr Menschen zu Krüppeln, zu Persönlichkeitskrüppeln, als wir ahnen.

Durch Verwöhnung.

Verwöhnung ist, nach allem was wir wissen, zerstörerischer als Härte in bezug auf die Persönlichkeit, Entfaltung, Kreativität.

Im Übermaß gegeben, lähmt sie den Menschen, macht ihn fast völlig unfähig, den normalen Schwierigkeiten des Lebens situationsgerecht zu begegnen.

Die persönliche Entwicklung wird auf eine frühere, meist orale Entwicklungsstufe abgesenkt. Der Mensch regrediert insgesamt, global.

Eine punktuelle Regression, wie sie fast bei jedem Menschen morgens beim Aufstehen für eine Minuten vorhanden ist, ist dagegen charmant.

Wir verbeugen uns, sozusagen augenzwinkrig, vor der Tatsache, dass diese Möglichkeit der Regression in uns angelegt ist, und dass wir uns durch sie zu unserem Tagwerk wachschieben lassen.

Fixis Traum

Die Morgenminute

- *punktueller Regression*

Dieser Wecker,
dieses Marterinstrument,
diese Galeerensklavenpeitsche,
eines Tages werde ich ihn besiegen
werde ich auf ihm herumtrampeln,
werde ich ihn zerquetschen,
werde ich ihn zum Fenster hinauswerfen.

So oder so ähnlich denke ich jeden Morgen,
kurz nachdem sein impertinentes,
forderndes Schallkrächzen
mein friedfertig-traumschwebendes, seidenes Schlafrohr
hin- und herschüttelte
und brutal mit Schallwellen übergoss.
Ich kam mir vor als,
ja, als?,
ja, als hätte der Wecker eine eiskalte Tondusche eingeschaltet.

Aber so schnell gab ich nicht auf.
Abstellen,
abstellen war leicht.
Jetzt endlich hatte ich Ruhe.
Friedlich zufrieden glitt ich zurück
in die Kuschedecke.
Ich fühlte mich zufrieden, selig,
gradso, als würde ich im
warmumhüllenden Fruchtwasser der Gebärmutter
schwerelos, zeitlos, gedankenverloren,
traumsinnend schwimmgleiten.

Mühsam, unendlich mühsam,
hob sich mein Lid,
um den Zeiger der Uhr ungläubig
und strafend anzusehen.

Noch eine Minute, Gott sei Dank,
selig glitt ich zurück.

Mühsam, unendlich mühsam,
hob ich mein Lid,
um wiederum den Zeiger der Uhr ungläubig
und strafend zugleich zu betrachten.

Zeit zum Aufstehen.
Ein kurzes, bestätigendes Nicken des Kopfes.
Nun ja, was soll's!?
Ich war bereit.

Aber mein Bauch, mein Kopf,
meine Arme, meine Beine,
sie schiefen einfach weiter.
Eigentlich taten sie nur so, als würden sie schlafen.
Eigentlich döselten sie jetzt schon tagträge
vor sich hin.

Jetzt wieder ein tagmüder Uhrblick.
MIST!
2 Minuten über die Zeit.
RAUS!
Rein in die Schuhe!
Rein ins Bad!
Rein in den Tag!
Rein in die Hetze!
So was Blödes!
Morgen stehe ich 5 Minuten früher auf,
dann wird's endlich, unendlich gemütlich.
Ich glaube immer noch dran,
seit Jahrzehnten!

Wir regulieren vieles, aber wir regeln nichts

8. Fliegenbrief

Plötzlich versetzte mich G.M. in die Bundesrepublik Deutschland.

Hier hatte er sich etwas ganz Besonderes ausgedacht.

Ich, die Fliege, sollte ihm nun zeigen, was ich gelernt hatte.

Ich sollte ihm, nachdem ich das Land zu einer Raumzeitkugel geformt, verspeist und verdaut hatte, von diesem Land berichten.

Er, G.M., würde mich auf die geistige Probe stellen.

Ich war bereit dazu.

Nun, bevor ich mich laut gegenüber ihm äußerte, machte ich mich ein wenig kundig.

Und was sah ich nicht alles.

Griechenlandverehrer, Patriarchen, Mäzene, Diktatoren, Demokraten, machtbesessene Demokraten, diktatorische Demokratien, Sozialstaatsphilosophie, soziale Neidhammelphilosophie, obrigkeitsstaatlich verwurzelte Linke und Rechte und manchmal auch Vordenker.

Wieder war alles so vielfältig, so verwirrend. Aber ich wollte es schaffen, ich schaffte es, das Informationsgestrüpp abzuknicken, um einen freien Blick zu bekommen. Ich mußte es einfach schaffen, hinter die Dinge zu schauen, ich wollte, ich musste die Probe, die G.M. mir auferlegt hatte, bestehen.

Also begann ich mit frohem und frischem Mut. Ich schaute dank meiner besonderen Augen unter die Haut von allen und allem.

Die Fülle und die Vielfalt der Eindrücke waren wie eine gewaltige Sturmflut, die mich fast aus der Verankerung riss und aufs offene Meer hinausschleuderte.

Dort wäre ich dann hilflos und alleine getrieben, ziellos, haltlos. Und ich hätte viel zu tun gehabt, ich wäre überbeschäftigt gewesen, um den zufälligen Winden, den zufälligen Wellen und Wogen zu trotzen. Ich, ich musste gewinnen.

Ich war verzweifelt.

„Wie?“, fragte ich mich, und ich wischte eine Träne weg, „wie sollte ich je die Fülle der Eindrücke bergen, einhüllen, verarbeiten, begreifen?“

Mich hatte ein Gedanke gestreift.

Ich erwischte ihn, Gott sei Dank, noch beim letzten Augenblick und konnte ihn mühsam Stück für Stück ans Licht zurückzerren. Er fühlte sich ganz harmlos an.

Aber was für eine Kraft musste in ihm stecken. Denn als ich ihn aus dem aufgewühlten Meer geborgen hatte, glätteten sich sofort die Wogen, das Meer war plötzlich säuselnd, friedlich. Das Meer tat so, als hätte es seit Urzeiten keinen Sturm gegeben. Plötzlich war es auch für kleine Boote befahrbar.

Ich war mir sicher, dass mich dieser Gedanke ein ganzes Stück weiter bringen würde.

Und wie lautete er?

Ganz einfach, er lautete:

Stelle Fragen, Fragen, Fragen.

Nun, so einfach sollte das sein?, Ich machte die Probe aufs Exempel.

Und ich stellte Fragen. Und was durfte ich sehen. Mir bot sich ein phantastisches Schauspiel. Die Frage, sie fiel wie ein zerklüfteter Stein in den Teich. Und an dem Punkt, an dem der Stein versunken war, entstanden kreisförmige Wellen, die sich bis zum Ufer glitzernd ausbreiteten.

Heureka, das war es!

Der Fragestein hatte das Wasser gebändigt, hatte das Wasser geformt. Das Wasser, die unendliche Fülle, gehorchte dem Stein.

Es war ihm untertan und formte sich nach seinem Willen.

Sofort begann ich meinen Rucksack mit Fragesteinen anzufüllen, um sie bei Bedarf ins Wasser werfen zu können.

Plötzlich fühlte ich mich zum erstenmal in meinem Leben größer als ich wirklich war.

Und ich begann trotz meinem Fragesteinrucksack, ohne meine Flügel gebrauchen zu müssen, zu schweben. Es war eigentlich ein schönes, ein wunderbares Gefühl.

(Und in dieser Zeit begann ich auch langsam zu wachsen. Doch es ging so langsam vor sich, daß G.M. und ich selbst es lange Zeit nicht bemerkten.)

Hüpfen, genießen zu schweben.

Hüpfen, genießen zu schweben, hüpfen, genießen zu hüpfen.

Um ein Haar hätte ich dieses Spiel auf ewig getanzt.

Ja, wenn nicht G.M., mein Freund, leicht verschmitzlächelnd und köpfschüttelnd dem Schauspiel ein Ende bereit hätte.

Ja, wie?

Er ließ mich einfach am Teich über einen Strohalm stolpern. Ich selbst konnte mich gerade noch im Gleichgewicht halten, aber mein Fragesteinrucksack öffnete sich. Im Zeitlupentempo flogen alle Fragesteine, an an einer Kette aufgereiht, vom Rucksack aus in den Teich.

Die Antwortwellen umspülten meine Füße, meinen Bauch, mein Gesicht, meinen Kopf. G.M. wartete geduldig, bis ich mich abgetrocknet hatte, und dann begann ich erst langsam prustend, dann immer flüssiger von meinen Antworten zu berichten.

Doch nach den ersten Sätzen, setzte ich mit dem Reden aus. Ich mußte eine Pause machen, musste nachdenken.

Irgend etwas stimmte nicht mit meinen Antworten.

Und mit leiser, hauchender Stimme begann ich mit geschlossenen Augen sprechdenkend über die Gehirnunstimmigkeit zu reden.

G.M. hatte, Gott sei Dank, die Gabe, Träume zu sehen und im Traum mit mir sprechen zu können. Diese Gabe war jetzt wichtig. Denn kurz vor den Einschlafen war mir die Unstimmigkeit klar, und wäre nicht G.M. gewesen, hätte ich diese Erkenntnis verträumt. Als ich erwachte, berichtete er mir von meinen Gedanken. Und als er sprach, wurde er kleiner und kleiner, bis er so groß war wie ich.

Das war schön.

Nun endlich konnte ich ihn gut verstehen. Nun endlich konnte ich ihn auf einmal auf einen Blick mit meinen Augen erfassen.

Und dann sprach er mit meiner Stimme.

Ich legte mich hin und hörte schwebträumend gespannt meinen eigenen Worten zu. Meine Blicke streiften dabei zärtlich klopfend die Schultern meines G.M., meines Zwillingsbruders. Auch er rekelte sich wohligh beim Erzählen. Ich, so hörte ich ihn mit meiner Stimme, mit meinen Gedanken sagen, sehe und erkenne.

Wie sehe und erkenne ich aber?

Mit Hilfe von mir, meinem Körper, meinem Geist.

Und der Geist zeigt mir Bilder, Bilder der Erkenntnis, Bilder wunderschön anzuschauen, vollendet auch in den kleinsten Einzelheiten.

Und wenn ich dann beginne zu erzählen, was ich sehe, formen meine Worte nur mühsame Bruchstücke des Bildes. Zufällig dahin geworfener Wortsand, geworfene Wortsteine, Wortziegel formen zwar Figuren, Kreise, Hütten, aber was ist das schon gegen das Geschaute. Nichts, weniger als nichts.

Und das geformte Wortbild, es ist da, doch es ist nur eine Bruchbude von einer Worthütte. Sie muss mühsam gezimmert werden, Wortstein für Wortstein.

Und als ich zufällig ein Auge öffne, sehe ich G.M. lächeln. Er lächelt ganz einfach, und dann antwortet er mir in seiner eigenen Stimme.

„Worte, meine Fliegenfreundin,“ so sagte er, „sind keine Gebäude, keine Monumente, keine Felsen, keine Gebirge, keine Erdteile, keine Meere. Sie sind kleinere oder größere Wirbelwinde., die in dem Kopf deines Freundes zu wehen beginnen. Sie wehen den Vorhang vom Bild zurück, sie geben deinem Freund den Blick auf sein eigenes Bild frei. Oder?

Oder sie wehen einen zweiten Vorhang herbei, wenn ein Wortwirbel in der falschen Richtung weht.“

Da ich ja Flügel hatte und winderfahren war, verstand ich die Geschichte sofort, und die Worte, die sich in meinem Kopf angestaut hatten, begannen durch den Mund wirbelig herauszusprudeln, herauszuwehen.

Ich konnte ihnen zusehen und ich war glücklich,

wie ein schwankendes Schilfrohr im Wind,

wie ein goldenes Ährenfeld, über das noch Tautropfen glitzern, das sich der aufgehenden Morgensonne leicht reckend aber schon sehnsuchtsvoll entgegen streckt;

wie ein Segelschiff, das wellengleitend, wellenreitend, wellenlächelnd juchzt, und das den Wind als Bruder, die Gischt als Schwester und den Fisch als Freund jubilierend respektvoll begrüßt;

wie ein Reiter, der fremde Länder im schwebfliegenden Galopp erforschend durchstreift, und dessen Pferd un gelenkt weiß den Weg und das Ziel und dessen Pferd ein Teil von ihm geworden ist.

Nun also kamen die Worte.

Und als erstes sprach ich Fragen aus, die auch G.M. ein klein wenig erstaunten.

Und die Hauptfrage lautete:

„Sind die Deutschen als erstes Land der Welt dabei - Deutschland, Deutschland über alles -, eine demokratische Diktatur aufzubauen?

Sind sie dabei, sich jetzt endgültig zu nichten, wo sie doch vor ein paar Jahrzehnten gerade noch die Ü-Kurve (Überlebenskurve) gekratzt haben?

War die Zeit, als Nero herrschte, weniger diktatorisch als heute?“

G.M. hob erstaunt ganz diskret die rechte Augenbraue an. Dies war bei ihm als ein Zeichen höchster Erregung zu deuten.

Er schaute nach unten und sah es da liegen, das Land, Deutschland, wohlgenährt, reich, ohne größere Probleme.

Und dann diese Killerfragen, fast Killerphrasen.

Ich glaube, seine Augenbrauen verrieten mir, dass er doch sehr auf die Antwort gespannt war.

Ich im übrigen auch.

„Nun“, ich begann mit Absicht mit den Füllwort ‘nun’, um ihn auf die Folter zu spannen. Außerdem hatte ich einen Fliegenhut aufgesetzt, um ihn daran zu hindern, meine Gedanken lesen zu können.

„Nun also, Nero benutzte nicht die Macht, um Ziele zu erreichen, um Ideen zu verwirklichen. Er genoss die Ausübung der direkten Macht, der zerstörenden, der destruktiven Macht. Er genoss sie einfach.

Je weiter sich jemand von diesem Machtzentrum fern hielt, desto freier konnte er leben.

Im Vergleich zu heute war diese vormalige Diktatur reine Demokratie.“

G.M. war aufs höchste gespannt, aufs höchste erregt. Die Fliegengedanken hatte er noch nie gehört, noch nie selbst gedacht.

Er war, wie alle anderen Geschöpfe, in seinen göttlichen Gedanken gefangen.

G.M. rückte ganz nah zu mir, um ja kein Wort zu überhören.

Da geschah es!

Die Sonne ging unter,
meine Stimme wurde schwächer,
meine Zeit war gekommen, Abschied zu nehmen.

Doch G.M., der göttliche Spitzbube, wollte die Geschichte unbedingt weiter hören, und so erweckte er mich am anderen Morgen in Bayern zu neuem Leben. Er behauptete einfach, dass dies ein anderes Land sei. Da ihm die Bayern nicht widersprachen, konnte ihm auch Gott nicht widersprechen. Und so rettete er die Geschichte vor dem ewigen Vergessen.

„Weißt du,“ so begann ich von neuem, die Deutschen haben eigentlich eines gemeinsam: ihre Sprache. Eingebunden, eingequetscht, eingespannt zwischen Ost und West, Süd und Nord, verloren sie nach dem frühen Mittelalter ihre Schatten, ihre europäischen Schatten. Du weißt schon, was ich meine. Dortmals hieß es doch noch: heiliges römisches Reich deutscher Nation. Wie eine Vase fiel plötzlich das Land auf den Boden, die hundert Scherben verbanden sich zu einem Klang, zu einem Sprachklang, aber die Scherben blieben.

Eine Scherbe wird einfach nicht mehr zur Vase. Aber leben die Menschen auf einer Scherbe, denken sie an die Zeit, als sie noch Vase waren, zurück, sehnsüchtig, süchtig.

Und sie denken, wenn sie jetzt alles perfekt machen, können sie die Zerstörung der Vase rückgängig machen.

Und jetzt machen sie die Demokratie perfekt. Sie bedenken nicht, dass alles, was perfekt ist, genau das Gegenteil bewirkt von dem, was man beabsichtigt.

So führt die perfekte Demokratie bei ihnen halt zur Diktatur.

Sie haben Angst, dass die Scherben noch einmal splintern, und so denken sie, wenn sie perfekt sind, können sie dieses Unheil verhüten.

So was, so was Blödes, als könnte ich mit stundenlangem Wegschrubben den Wind für das Segelschiff herbeizaubern.

So haben sie sog. Etagendemokratien geschaffen. In den einzelnen Etagen - Arbeitsetage, Vorstandsetage, Betriebsetage - herrscht einigermaßen Demokratie.

Doch zwischen den Etagen herrscht Krieg oder Diktatur.

„Und beim Staat?“, so fragte G.M.

„Auch Diktatur,“ wird ihm von mir rigoros geantwortet.

„Und wieso das?“, fragt G.M. noch einmal nach.

„Nun sieh,“ sagte ich, „ich will's dir erklären.“

Meine bruchstückhaft hingeworfenen Worte hatten ihn völlig verwirrt.

Er konnte sie nicht verbinden.

„Ich will dir Beispiele geben:

1. Der Staat hat sich sehenden Auges verschuldet, so hoch verschuldet, dass er, wäre er eine GmbH, den Konkurs eröffnen müsste. Aber der Schuldenberg gibt ihm allmählich bei der Bevölkerung die Berechtigung zu tun, was ihm beliebt. So hängen Schulden und diktatorisches Gehabe eng zusammen.
2. Die Leistungserbringer werden steuermäßig und vorschriftsmäßig so gegängelt, so gewürgt, dass sie nur hie und da zum Luftschnappen kommen. Eine neugegründete kleine GmbH muss vielleicht die Hälfte ihrer Arbeitskraft in die Abwicklung von Steuervorschriften stecken, völlig verrückt. Sie, die Deutschen, regulieren viel zuviel, ohne es jedoch kreativ regeln zu können. Für kreative Neuentwicklungen ist das sicher nicht das ideale Gelände, auch nicht für die Bekämpfung der Arbeitslosigkeit. Die Arbeitslosigkeit wird - hier bekam Fixi einen glasigen Jahrzehnteblick - erst dann kein Thema mehr sein, wenn vielen, ja sehr vielen Menschen Mut gemacht wird und die Gelegenheit gegeben wird, sich ohne große Geldinvestition und Vorschriften selbständig zu machen. Und wenn ein Konkurs keine Schande mehr ist, sondern eine Herausforderung, gemäß dem Sprichwort, das ursprünglich für den Hampelmann gegolten hat:

‘Je tiefer der Abschwung,
desto höher der Aufschwung.’

Auch wenn viele, ja, sehr viele Menschen so leben wie ich, die Fliege Fixi, unsicher, dauernd auf der Suche nach Neuem, Risikoreichem, Interessantem. Fünf bis zehn Berufe in seinem Leben zu haben, ist dann normal.

Der ehemalige Präsident der USA, Carter, hatte sieben verschiedene Berufe, nicht sehr erfolgreich ausgeübt, bevor er Präsident wurde. Aber er machte weiter, trotz Rückschlägen und weiter und weiter. Er war trotz der langen beruflichen Durststrecke ideenreich, produktiv, kreativ. Im übrigen zeichnen sich kreative Personen dadurch aus, daß sie unabhängig von Lob, Anerkennung, äußeren Umständen ihr ganzes Leben lang sehr produktiv waren.“

(Vom vielen Reden musste Fixi kurz verschlafen.)

Dann sagte sie noch: „Vielleicht verdienen die Deutschen den Staat, den sie haben. Sie haben ja nie eine Aufklärung wie die Franzosen durchstanden. Vielleicht müssen sie sich erst noch geistig von dem Obrigkeitsstaat frei schwimmen.“

3. Ich will dir ein anderes Beispiel geben. Fast alle wollen abends einkaufen. Der Staat stimmt demokratisch ab und beschließt diktatorisch, alle Läden müssen um 18.30 Uhr oder um 20.00 Uhr oder um 22.00 Uhr schließen. Auf die Idee, das Volk abstimmen zu lassen, kommen sie nicht, wollen sie nicht kommen. Es wäre zu gefährlich, die Leute wären dafür nicht reif genug, meinen die Staatsoberen. Und damit die Leute nicht aufmucken, überziehen sie das Land mit einem Netz von Gesetzen. Diese Gesetze kann natürlich kein Mensch befolgen. Alleine zum Lesen dieser Verordnung würde jeder Mensch ca. 200 Jahre brauchen. Sie sind auch nicht zum Befolgen gemacht. Sie sind nur da als Netze, und sie können vom Staat jederzeit tiefer oder höher gehängt werden. Auch kann das Netz, wenn es mal bei den Menschen rumort, kurz und kräftig (demokratisch natürlich) zugezogen werden.“

G.M.'s Gehirn ratterte, man hörte es förmlich.

Dann sagte er: „Dann wären diese Demodikt-Gesetze (demokratisch verabschieden und diktatorisch in der Wirkung) darauf angelegt, eine Handlungsunfähigkeit fast aller zu erzeugen. Kaum einer könnte und kann mehr sinnvoll mit diesen Gesetzen umgehen. Und die wenigen, die es müssen, können sie dann mehr oder weniger willkürlich auslegen, da es zu jedem Gesetz inzwischen ein Gegengesetz gibt.“

G.M. freute sich, als ich ihm zustimmte.

Sein Schwitzen hatte inzwischen aufgehört.

G.M. begann von neuem, seine Gedanken zu spinnen.

„Diese Demokratien“, so sagte er, „produzieren also Gesetze wie ein Geiziger, der nur sein Geld zählt. (Nun, ich stimmte ihm zu. Der Satz war zwar holprig, aber der Inhalt stimmte einigermaßen.)

„Sie sehen also nicht, dass die Gesetzesflut sie eines Tages handlungsunfähig macht, alles ertränkt. Sie wollen das Gute und schaffen das Böse.

Doch wehe, wenn ein neuer, machthungriger Mensch in dieses perfekte Land kommt. Er kann durch die Gesetze die Allmacht haben, die er will. Und er wird dann schlimmer wüten können als Nero.

Und die Menschen können dann immer noch demokratisch entscheiden zwischen Zwangsjacke und Handschellen.

Aber diese Klippe müssen sie selbst erkennen und sie selbst müssen diese Klippe wegmeißeln, um gefahrlos weitersegeln zu können. ansonsten müssen sie, so leid es mir tut, leiden. Sie sind wie ein Segelschiff, das anfänglich etwas vom Kurs abgekommen ist. Der Steuermann hat vergessen, den Kurs zu korrigieren. Als er am nächsten Morgen aufwacht, sieht er sich weit, weit entfernt von seinem ursprünglichen Ziel.“

Er hörte auf zu reden, er war erschöpft.

Ich tupfte ihm die Stirn und fragte ihn:

„Ist das, was du eben gesagt hast, der Sinn des Leids, d.h., das Leid soll Erkennen erzeugen?“

Er nickte, plötzlich sah er mich erschrocken an, er hatte mir ja ein Geheimnis verraten. Doch dann klopfte er mir schon wieder auf die Schulter.

Er sagte, ich hätte die Prüfung bestanden und als erster ihm dieses Geheimnis entlockt.

Epilog

8. Fliegenbrief

Vor dem Sklaven,
wenn er die Kette bricht,
vor dem freien Menschen
erzittere nicht.

Schillers Spruch

Ein Aufruf, weniger zu regulieren,
den Menschen in die Freiheit zu entlassen
und dort zu belassen.

Ein Aufruf an die Selbstbeschränkung des Staates:
So viel Staat wie nötig,
so wenig wir möglich.

Ein Aufruf, zukünftige Verantwortung für die
nachkommende Generation
bei Gesetzen und Handlungen, wie z.B. Schulden machen,
zu übernehmen.

Ein Aufruf, zukünftig politisch zukunftsweisend zu agieren
und nicht auf Ereignisse hinterherhechelnd zu reagieren.

Ein Aufruf zum würdevollen Umgang mit den Mitbürgern,
zumindest gemäß dem Minimalkonsens:

Was du nicht willst,
dass man dir tu,
das füg' auch keinem anderen zu.

Der freie Wischmensch

9. Fliegenbrief

Kurz nach der Dämmerung sprachen der G.M. und die Fliege noch leise miteinander. Beide meinten, an die Regel sich zu halten, und jeden Morgen ein neues Land zu besuchen, sei eigentlich auf die Dauer auch langweilig. Sie lasen den Vertrag noch einmal durch, und sahen, dass nur Land geschrieben war. Und beide kamen überein, dass dies auch Denkland heißen könnte. Wenn also etwas Neues, Überraschendes, etwas Tolles an dem Tag herauskam, war somit der Vertrag erfüllt. G.M. war damit offensichtlich sehr vergnügt einverstanden. Er vermied es aber, zwischendurch in den Himmel zu gehen. Er wollte auf keinem Fall eine abschlägige Antwort erhalten.

Morgens wachte die Fliege in einer kleinen Stadt am Eingang einer Schule auf. Ach, heute fühlte sie sich frisch, frei, fröhlich, vergnügt. Sie flog auf das Schulportal, um den Sinnspruch dieser Schule besser lesen zu können. Langsam las sie:

**„WAS DU ERERBT VON DEINEN VÄTERN HAST,
ERWIRB ES, UM ES ZU BESITZEN.“**

Ziemlich verstaubt war er, der Spruch.

Doch die Worte „ererbte“ und „erwirb“, komisch, sie waren sauber geputzt und glänzten auffordernd in der Sonne.

Da, was war das?!

Etwas bewegte sich zwischen den Buchstaben „E“ und „R“.

Sie traute ihren Augen nicht, als sie ganz nah herangeflogen war.

Da lief ein Mensch mit einem Putzlappen zwischen den Buchstaben umher, und er hatte in etwa ihre Größe.

„Was machst du denn da?“, fragte die Fliege im lockeren Tonfall.

Doch innerlich war sie bis zum Neugierigplatzen gespannt.

„Ich putze, das siehst du doch, oder?“

Die Fliege ließ nicht locker, Sie tat so, als bemerke sie die ablehnende Haltung des Wischmenschen nicht.

„Bitte, erzähl' mir, bitte“, bettelte sie.

Und wenn sie so mit den Wimpern klimperte, konnte ihr einfach niemand widerstehen.

Und der Wischmensch setzte sich in einen Sessel des ausgebeulten „S“ während sich die Fliege in die Kuhle des „T's“ kuschelte.

Hier war es angenehm warm, und sie behielt gleichzeitig den Überblick darüber, was um sie herum alles geschah.

Und dann fing der Wischmensch an zu erzählen, erst stockend, doch nachdem die Fliege ihm lobaufmunternd, kopfnickend anblickte, wurde die Sprache des Wischmenschen immer flüssiger, immer dramatischer, immer eindringlicher. Und als sie wieder einmal aufmunternd ihn anblicken wollte, war er nicht mehr da.

Doch

Sie hörte ihn ganz deutlich sprechen. Aber er war einfach nicht mehr da.

Als er während einer kurzen Sprechpause Luft holte, war er plötzlich wieder zu sehen.

Doch als er sprach, war er nur noch Sprache, nur noch zu hören, er war Sprache geworden während des Sprechens. - Doch nur, wenn er bei der Wahrheit blieb.

Einmal erzählte er eine kleine Unwahrheit. Er merkte halt, dass ihm, dem stummen Wischer, endlich jemand zuhörte, ihn endlich jemand erhörte, und so wollte er halt auch einmal glänzen, halt auch einmal ein bisschen angeben. Doch während dieser Mogelgeschichte war er deutlich zu sehen.

Sein Körper war nicht in die Sprache aufgegangen. Und das war für die Fliege von großem Nutzen. So konnte sie nun genau sehen und hören, wann der Wischmensch die Wahrheit sagte, und wann er fabulierte.

Auch der Wischmensch bemerkte seine Rückverwandlung während der Mogelgeschichte und er schämte sich ein wenig. Aber er freute sich auch.

Wie lange hatte er sich eigentlich nicht geschämt? Wie lange hatte er sich nicht mehr als Mensch gefühlt?

Und dann erzählte er weiter!

In seiner frühen Jugend fühlte er, dass den Menschen Unrecht geschah. Sie waren ihrer Freiheit beraubt. Sie waren unterdrückt. Sie waren Gefangene. Doch sie wurden gut gefüttert und waren zufrieden. Sein Schmerz war deshalb noch größer, denn seine Brüder und Schwestern waren Gefangene des Körpers und gleichzeitig Gefangene des eigenen, nichtfragenden, geistlosen Geistes.

Und er schrieb Bücher und er redete. Und er kämpfte für sie.

Und er führte sie in die Freiheit. Die Kette des Körpers und die Ketten des Geistes, sie fielen von ihnen ab. Und sie waren dankbar und glücklich und sie feierten ihn.

Und er war glücklich!

Leider merkte er nicht, daß genau in diesem Augenblick die Handschellenketten um seinen Kopf herum zuschnappten.

Denn

Als er und seine Brüder und Schwestern heirateten und Kinder bekamen, kam das Unglück über sie. Er hatte vergessen zu lehren, wie man Freiheit erwirbt, dauernd erwirbt, mühsam erwirbt, täglich, stündlich, minütlich, und bewahrt.

Minütlich, stündlich, täglich, lebenslang.

Und die Kinder spielten Ball mit der Freiheit, und der Ball flog über den Zaun und ward nicht mehr gesehen. Er, der Wischmensch, hatte große Schuld auf sich geladen.

Er hatte sie nicht gelehrt, wie man neue Bälle, neue Freiheitsbälle, schnitzt.

Das Handwerk, dieses mühsame Handwerk, hatte er vergessen zu lehren.

Und als Zeit war zu sterben, gewährte ihm Gott nach vielen Bitten die Gnade, den Spruch, der sein Leben erfüllte, immer wieder putzen zu dürfen.

Und mit der Zeit beschränkte er sich halt auf die zwei wesentlichen Worte „erbt“ und „erwirb“.

Denn er war müde geworden, und bei jedem Putzen, das ihm zur ewigen Aufgabe geworden war, wurde er kleiner, gab er sich hin, gab er sich auf.

Das Reden hatte ihn ganz erschöpft, und er war auch während der Atempausen kaum noch zu sehen. Plötzlich hatte die Fliege Fixi eine Idee. G.M. zögerte wie üblich, aber schließlich stimmte er dem Vorschlag doch zu.

Der Wischmensch sollte unter denselben Bedingungen in eine Fliege verwandelt werden wie sie selbst. Ihr Name sollte Foxi sein. So war er leicht für Fixi zu behalten. Und der Sinnspruch?

Die Leistung, die G.M. hier vollbrachte, war schon einsame Spitze.

Er lenkte den Wind und den Regen im genauen Winkel auf den Spruch, So putzte der Regen fast tagtäglich den Spruch und ließ ihn in immer frischem Glanz erstrahlen.

Und der Wind fegte durch die Buchstaben und brachte sie zum Tönen. Die Menschen verstanden nach anfänglichem Wundern die tönende Sprache und begannen wieder, darüber nachzudenken. So war Foxi beruhigt und bereit und fähig sich mit Fixi und G.M. die Welt auf ihre Weise erforschend anzusehen.

Epilog

9. Fliegenbrief

Eine Aufgabe zu haben und sich ihr hinzugeben, ist lobenswert.

Ein dauerndes Opfer zu bringen, weil man bei einer Aufgabe versagt hat, ist bemerkenswert.

Wenn alte Aufgaben erfüllt sind, und man sich ohne Trauer von den alten Aufgaben lösen kann, wenn man sich neuen Tätigkeiten und Fähigkeiten zuwenden kann, ist das bemerkenswert und lebenswert.

Dies war der Grund, warum der freie Wischmensch sich erneut ins freie Leben und jetzt halt ins freie Fliegenleben stürzen konnte.

Die teuflisch gute Idee oder die Endgültigkeitssehnsucht

10. Fliegenbrief

Der Wischmensch war nun in die Fliege Foxi verwandelt.

Aber nun musste er lernen, musste er erfahren, wie eine Fliege, wie eine tolerante Fliege zu sein hat.

Und er musste es sehr schnell lernen.

Hier hatte G.M. wieder einmal einen seiner genialen Einfälle.

Er schickte Foxi auf eine Tagesreise. Sie sollte, so lautete der Auftrag, noch alte, unerledigte Aufgaben zu Ende führen, unerledigte Aufgaben aus seinem alten Menschenleben. Und G.M. verlieh ihm für diesen Auftrag die entsprechende Macht.

Und was machte Foxi?

Foxi flog sofort zum alten Schulportal. G.M. hatte zwar durch den Tonwind, der durch den Spruch pfiiff: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen,“ die Menschen zum Denken angeregt, aber das war ihm, Foxi, nicht genug. Hier lag, meinte er, seine unerledigte Aufgabe. Er wollte den Spruch den Menschen auf ewig einprägen, ja einbrennen.

Als erstes vergrößerte er den Spruch um das 3 fache, so dass jeder, der am Schulportal vorbei kam, den Spruch sehen musste.

Der Spruch war jetzt so groß wie das Schulportal selbst.

Und dann druckte er den Spruch in alle Schulbücher ein. Und der änderte den Schulplan. Legte fest, wo, wie, wann über den Spruch diskutiert werden musste. Und dann ordnete er Freizeiten an in Landschulheimen. In diesem Landschulaufenthalt sollte dann ausgiebig, eindringlich über den Spruch gesprochen, und der Spruch den Schülern fest, unverbrüchlich fest eingepaukt, eingeprägt werden.

Und dann änderte er die Prüfungsbedingungen in allen Schulen. Jeder, der nicht mindestens 5 Vorträge über den Spruch gehalten hatte, jeder, der nicht mindestens 50 Vorträgen über den Spruch gelauscht hatte (mit Testat) wurde nicht mehr zur Abschlussprüfung zugelassen.

Und seine Hand formte sich während des Schreibens klumpfüßig um, und er wollte weiterschreiben und weiterschreiben.

Jeder, der nicht ...

Jeder, der nicht

Doch es wurde schon dunkel, und so musste er aufhören.

Nun, nun, was er an diesem Tage geleistet hatte, stimmte ihn hochzufrieden.

Er wischte sich noch verstohlen den Schaum von den Lippen, der sich während des geifernden Schreibens angesammelt hatte. Dann war seine Zeit um, und er flog glücklich zu G.M. und Fixi zurück.

Doch welche Enttäuschung.

Anstatt ihn zu loben, schüttelten beide traurig den Kopf. Und sie weinten sogar ein wenig. Und was musste er sehen, als er nach unten auf das Schulportal schaute.

Die Schüler lachten über den zu großen Spruch. Sie schmierten ihn mit Farbe an, sie nahmen ihn nicht mehr ernst.

Und als die Nacht sich absenkte, ging G.M. heimlich zum Schulportal und stellte mühsam den alten Zustand wieder her.

Und als morgens die Schüler kamen, fegte der Wind durch den kleinen, unscheinbaren Spruch und brachte ihn zum Tönen.

Und die Menschen verstanden nach anfänglichem Wundern die tönende Sprache und fingen an, fragend zu denken. Einige gingen vorüber, ohne den Spruch zu beachten.

G.M. lächelte über das Treiben, und er rief Foxi. Während Foxi das Schauspiel betrachtete, wurden seine harten Gesichtszüge weich und weicher und seine Haare weiß und weißer.

Aber da Fliegen keinen Spiegel besitzen, konnte er es nicht sehen.

Nur Fixi und G.M. bemerkten es voller Zuversicht. Sie schauten sich nur verstehend verstohlen an, aber sie sagten nichts.

Epilog

10. Fliegenbrief

Ein Standpunkt, der nicht geändert werden kann,
ist ein Punkt mit dem geistigen Radius Null.

Foxi hatte sich äußerlich gewandelt, innerlich blieb er seiner alten Tätigkeit verbohrt,
einseitig, scheuklappenhaft verhaftet.

Seine Aktivitäten erinnern im übertragenden Sinne an folgenden Kirchenwitz:

Es ist kurz vor Ostern; in ½ Stunde sind Ferien. Die Schwester Oberin will die
Kinder ihrer christlichen Klasse zu einem geistigen Spiel ermuntern.

„Nun, liebe Kinder, heute gebe ich euch mal ein lustiges Rätsel auf.

Was ist das?

Wenn ich es hoch in die Luft werfe, ist es weiß,

und wenn es auf den Boden fällt, ist es gelb?

Nun, wer weiß die Antwort?“

Fritzchen antwortet: „Wie ick den Laden hier kenne, ist es doch wieder
bestimmt das kleine, süße, herzige Jesulein.“

Erst der Blick von oben, von einem anderen Standpunkt aus, lehrt Foxi mit Hilfe von
Fixi und G.M. Toleranz und Bescheidenheit.

Vielleicht Weisheit?

Vielleicht!

Die Bananenrepublik

11. Fliegenbrief

Alle drei waren am Abend sehr still und nachdenklich geworden. Zuviel hatte sich in ihrem kurzen Leben auf einmal geändert. G.M. beschloss morgen einmal eine Ruhepause einzulegen. Er gab seinen Fliegenfreunden einen abendlichen Schlaftrunk. Dieser bewirkte einen tiefen, traumreichen Schlaf für 24 Stunden. Fixi und Foxi fühlten sich nach dem Trank frei und leicht. Sie schwebten im gleitendem Flug nach Süden, bis, ja, bis sie ein Land erblickten, in denen Bananen in Hülle und Fülle wuchsen. Da die beiden fast süchtig auf Bananen waren, beschlossen sie, hier eine Verschnauf- und Esspause einzulegen. Als sie an einer Plantagensiedlung klingelten, öffnete niemand. War denn niemand da? Sie schrieten und rüttelten am Tor in einer Lautstärke, die einen Toten wieder zum Leben erweckt hätte. Doch nichts rührte sich. Als sie weggingen, fielen ihnen ein paar Bastmatten auf. Sie lagen wie zufällig hingeworfen am Wegrand. Sie hoben sie an und sahen ... Sie sahen in den Eingang eines unterirdischen Hauses. Ohne Licht, eng, stickige Luft und sechs Menschen, sechs stumme, angsterfüllte Menschen. Faltige, blasse Haut, Ringe unter den Augen. Reglos saßen sie am Boden und blickten in unsere Richtung, als hätte ihr letztes Stündlein geschlagen. Obwohl wir so klein waren, hatten sie unendliche Angst vor uns. Sie blickten voll tödlich entschlossener Trauer auf den verdeckten Eingang der Höhle. Wir setzten uns auf ihre Nasen, ihre Ohren, auf ihre Wimpern, um sie aufmunternd zu necken. Aber die Schattenmenschen erhoben nicht einmal den kleinen Finger, um uns zu vertreiben. Sie ließen uns einfach gewähren. Erst nach Stunden, nachdem sie Vertrauen zu uns gefaßt hatten, waren sie zu einem stockenden Gespräch bereit. Einst besaßen sie blühende Äcker und Wiesen. Alles, was sie zum Leben brauchten, wuchs hier. „Doch dann ... Eines Tages, ...“, wir mussten genau hinhören, ihre Stimmen waren kaum noch zu hören, „eines Tages starb der noch junge Herrscher durch den Biss der schwarzen Mamba. Der Sohn, der noch ein Kind war, wurde der uneingeschränkte Herrscher des Landes. Und er war ein guter Herrscher. Er wollte alle seine Untertanen mit Wohltaten beglücken, und aß so gern Bananen. Also ließ er Bananenstauden über Bananenstauden pflanzen, um sich und sein Volk zu beglücken. Doch einige seiner Untertanen wollten keine Bananen mehr essen. Dem Rat seiner Ratgeber folgend,

drohte er erst ein wenig, dann immer mehr, bis fast alle seine Untertanen jeden Tag tapfer Bananen aßen. Man wollte ja nicht wegen ein paar lächerlicher Bananen seine Existenz aufs Spiel setzen.

Nur einige wenige unbesonnene Verweigerer musste man leider etwas härter anfassen. Sie wurden an kleine Strombatterien angeschlossen und gekitzelt. Den Wärtern machte es einen Heidenspaß, die Bananenverweigerer lachen zu sehen. Nachdem Stromkitzeln, Bananenmagenschlauch und Bananenklistier bei einigen wenigen (die Zahl war kaum der Rede wert) nichts nutzte, musste leider die Intensität der Stromstärke verstärkt werden, um sie zum friedliche Einlenken zu bewegen. Einige starben leider bei der Prozedur. Aber das war im Sinne der Staatsräson leider unvermeidlich.

Das Land wurde ein einziges Bananenland.

Nur einigen, wie uns, ist es gelungen, dem Bananenterror zu entfliehen.

Doch es ist nur eine Frage der Zeit, eine Frage der Bananenhygiene, bis der letzte freie Nichtbananenesser aus der Republik verschwunden ist.“

Diese Menschen bewunderten wir, beneideten wir und bemitleideten sie im gleichen Atemzug.

Konnten wir hier noch helfen?

Ja, wir konnten es.

Wir schleppten bananenfressende Heuschrecken herbei, die in Kürze das Land von dem Bananengedankennebel befreiten.

Doch der König blieb sich selbst treu.

Als es keine Bananen mehr gab, ließ er sich seinen Grießbrei in einer Keramikschüssel, die Bananenform hatte, reichen.

Armer König!

Als Foxi morgens erwachte, sah er nur noch den Abdruck seines Spruches über dem Schulportal hängen. Sein Spruch, er hatte über Nacht Beine bekommen, und er hatte sich schon in aller Frühe auf Wanderschaft zu den Menschen begeben. Meistens hielt er Einkehr in den Häusern, und so wurde er nur selten auf den Straßen gesichtet.

Als Fixi und Foxi dann ganz wach waren, wollte G.M. ihnen morgens eine ganz besondere Delikatesse servieren, Bananenspliteis.

Er wunderte sich sehr über die Undankbarkeit der beiden Fliegen. Sie warfen ihm das Eis doch tatsächlich an den Kopf. Dass Foxi so schnell, quasi über Nacht, zur Persönlichkeit reifen konnte, hätte er nicht für möglich gehalten. Und so freute er sich trotz seiner Bananensplitbeule am Kopf über dessen Wandlung.

Epilog

11. Fliegenbrief

Dogmatismus, Unduldsamkeit, Terror, Vernichtung, Tod.

Diese Worte hängen im Inneren zusammen; auch wenn diese Worte mit Wohltaten gemischt und vermischt werden.

Die, diese Worte, fangen auch bei Wohltaten nach kurzer Zeit an zu stinken und werden ungenießbar, erzeugen Ekel, Abscheu, Widerstand.

Vernichtet die sog. Wohltat, lautet hier die Botschaft.

Dann verlieren die obigen Worte ihr Gleichgewicht, stürzen in die Fluten und werden ohne Blubbern verschlungen.

Die Welt ist um eine Wohltat ärmer und um viele Freunde reicher.

Der Spielverderber

12. Fliegenbrief

Und G.M. servierte am nächsten Tag duftenden Kaffee mit Weißwurst. Schließlich sollten Fixi und Foxi, innerlich gestärkt, ein neues Deutschland besichtigen.

Doch da!

Was war das?

Die Wirkung des abendlichen Schlaftrunkes war nicht verflogen. Fixi und Foxi räkelteten sich nach dem Frühstück noch ein wenig und dann schliefen sie wieder ein. G.M. war verzweifelt. Er musste ihnen ja jeden Tag etwas an Erfahrung beibringen, sie jeden Tag etwas Neues erfahren lassen.

Und jetzt!

Und jetzt das!

Sie lagen da, flogen nicht umher und schliefen. Und was das Schlimmste war, sie schliefen - er hatte ja keinen Traumbefehl gegeben - ohne Traum, einfach so dahin, sie dämmerten einfach dahin, sie verdämmerten.

Als G.M. sie genau betrachtete, bemerkte er, wie sie schon ein klein wenig kleiner geworden waren. Ein heiliger Schauer überkam ihm. Er musste sie wecken, sonst waren sie verloren.

Mit einem kalten, nassen Waschlappen, diese glitschigen Dinger konnten Fliegen gar nicht leiden, holte er seine Freunde aus dem Verdämmerland wieder zurück. Sie fluchten über seine Rüpelhaftigkeit, seine Unverschämtheit, seine Rücksichtslosigkeit, seine, seine, ihnen beiden ging die Luft aus vor erbitterter Erregung.

All das war ihm völlig gleichgültig, völlig egal. Er war glücklich, den sie waren wieder bei ihm.

Bevor sie weiter schimpften, hatte er ihnen noch einmal Kaffee besorgt.

Während sie tranken, brummten sie noch ein wenig. Dann machte er ihnen einen Vorschlag. Nach längerem Zögern - sie waren halt immer noch ein wenig verärgert - stimmten sie zu. Heute wollte er ihnen das Kartenspielen beibringen.

Sie spielten Mau-Mau.

G.M. ließ erst Fixi, dann Foxi gewinnen. Beide fragten, ob sie das den ganzen lieben langen Tag tun sollten. Dies wäre doch kindisch und außerdem langweilig und außerdem unter ihrer Würde. Es hätte weder etwas mit Fliegen, mit Fressen und erst recht nicht mit Eierlegen zu tun, und somit wäre dieses Treiben nicht standesgemäß und daher abzulehnen.

Doch plötzlich, G.M. hatte Gott (G.) in seiner Not um Hilfe gebeten, erinnerte sich Foxi schemenhaft daran, dass er diese Spiele mit großem Vergnügen in seinem früheren Menschenleben gespielt hatte. Nach einem kurzen Gespräch mit Fixi unter 4 Augen, nickten sie G.M. gnädig zu; dies hieß soviel wie: „Wir haben nichts dagegen, weiterzuspielen“.

G.M. erklärte die Spielregeln noch einmal ganz genau. Und dann fragten Fixi und Foxi hinterlistig und scheinheilig, ob er die Regeln auch genau einhalten wolle. „Ja, selbstverständlich“, sagte er voll innerer Überzeugung. Und vor lauter Spielerwartungsfreude vergaß er, Fixi und Foxi dasselbe zu fragen. Das sollte er noch bereuen.

Dann fingen sie an zu spielen. Die nächsten drei Spiele gewann G.M. Fixi und Foxi ärgerten sich mächtig. Und als sie merkten, dass G.M. drauf und dran war, das vierte Spiel auch noch zu gewinnen, wurden sie innerlich wütend, sehr wütend. Nach außen zuckten beide jedoch nicht einmal mit der Wimper. Doch wie auf Kommando begannen sie, anstatt zu spielen, eine Karte nach der anderen zu zerreißen. Und G.M.?!

Sie zwangen G.M., er hatte sich ja verpflichtet, die Spielregeln auf jeden Fall einzuhalten, weiterzuspielen. Und als er sie einmal am Ohr ziehen wollte, schriean sie laut und beschimpften ihn, er sei ein brutaler Kerl, ein brutaler Unterdrücker, er halte sich nicht an die Regeln, u.s.w..

Er war von diesen Reaktionen sprachlos, überwältigt; so etwas war ihm noch nie passiert. Er wusste nicht, was er jetzt machen sollte. Und so ergab er sich in sein Schicksal und hielt sich als einziger weiter an die Regeln.

Und jedes Mal, wenn er eine Karte ausspielte, nahmen sie diese und zerrissen sie. Das machte einen Heidenspaß. Das Gesicht von G.M. sah in diesem Augenblick richtig blöd aus. Schon um diesen Augenblick genießen zu können, hatte sich das Zerreißen gelohnt. Außerdem geschah es ihm ganz recht, die Bestrafung. Er, ja, er bevormundete sie ja immer. Schon wie er die Regeln erklärte. Diese Spielregeln waren ja nur dazu da, sie, die freiheitsliebenden, freiheitsgewohnten Fliegen, zu unterdrücken. Und er hatte sie ihnen ja direkt aufgedrängt, die Regeln, er G.M.. Außerdem hatte er wirklich auch nicht gefragt, ob sie sich daran halten würden. Deshalb geschah es ihm ganz recht, daß er sich ärgerte und so blöd dreinschaute.

Als die letzten Karten zerrissen waren, wurde es im Spielsaal ganz still.

Es war 20.00 Uhr. Die Sonne ging gerade unter.

Der Spaß war vorbei. G.M. sagte nichts. Er saß nur da und starrte stumpf vor sich hin. Das erste Mal in seinem Leben wußte er keinen geistigen Ausweg, und auch Fixi und Foxi saßen da und starrten dumpfbrütend vor sich hin.

Vielleicht sollten sie wegfliegen, aber ohne G.M. war der Spaß in einigen Minuten, wenn die Nacht begann, zu Ende. Das erste Mal in ihrem Leben wußten alle drei keinen Ausweg mehr. Als G. diese Not sah, war selbst auch er ziemlich ratlos. Doch dann kam ihm der rettende Einfall. Er ließ einen kräftigen Wind wehen. Alle drei wurden hoch in die Lüfte geschleudert.

Dann drehte er die Erde so geschickt und schnell, das die drei, als sie wieder auf der Erde landeten, am Nordpol aufsetzten. Die Sonne ging hier nicht unter. Somit hatten sie noch eine Chance zum Nachdenken und zum Handeln. Und er steckte G.M. heimlich ein neues Kartenspiel zu.

Alle drei froren erbärmlich. Schlagartig verloren sie ihren stumpfen Gesichtsausdruck und begannen gemeinsam, einen Iglu zu bauen, um nicht zu erfrieren. Nach einigen Tagen war alles wieder in Ordnung. Der Iglu schützte sie vor Kälte, Wasser war genug da, die große Provianttasche war, Gott sei Dank, während des Fluges nicht zerstört worden.

Aber abwechslungsreich war es am Nordpol gerade nicht. Da bemerkte G.M. die kleine Ausbeulung in seiner Tasche. Alle drei jubelten laut, als die das Kartenspiel entdeckten. Und alle drei wollten spielen. Und alle drei versprachen, sich an die Regeln zu halten. Und wie es der Zufall mit sich bringt, gewannen abwechselnd Fixi und Foxi. G.M. gönnte es ihnen anfänglich, doch nach ein paar weiteren verlorenen Spielen ärgerte er sich immer mehr. Und als Foxi (bei ihm getraute er sich am meisten) eine Schneeflocke vom Spieltisch schnippen wollte, polterte G.M. los.

Bei einem solchen Lärm und bei so unruhigen Mitspielern könne er sich nicht konzentrieren, das wäre einfach ein unfaires Verhalten. Und außerdem habe er Kopfschmerzen und Durchfall, schon deshalb könne er leider nicht mehr mitspielen. Er stampfte blassgrimmig vor den Iglu. Jetzt fragten Fixi und Foxi G. wiederum um Rat. G. fand, dass die drei Spieler ihn doch in letzter Zeit ziemlich häufig belästigten. Aber es blieb ihm nichts anderes übrig, er musste noch einmal eingreifen. G. nahm G.M. bei der Hand und ging mit ihm zurück in den Iglu. Jetzt spielten sie zu viert Mau-Mau.

G. war ziemlich erschöpft, aber glücklich, als sie sich verabschiedeten. Er hatte die ganze Nacht gebraucht, um ihnen die paar einfachen Spielregeln beizubringen und aufzupassen, dass sie sich daran hielten. Aber auch ihm hatte das Spiel Spaß gemacht. Manchmal musste er sogar aufpassen, dass er nicht mogelte. Aber dieses Geheimnis behielt er für sich.

Epilog

12. Fliegenbrief

Verantwortung zu haben, zu übernehmen, heißt auch, die Folgen für die Handlungen, die man ausführt, auf sich zu nehmen.

G.M. muss dies schmerzlich erfahren.

Um wirklich spielen zu können, sind wenige Grundvoraussetzungen notwendig:

- Die Spieler müssen gleichberechtigt sein.
- Jeder Spieler hat sich an die gleichen, konsensmäßig abgesprochenen Spielregeln zu halten.

Diese zwei Bedingungen stellen im übrigen auch die Grundlagen von Moral dar.

Wie schwer es ist, sich an diese Grundbedingungen zu halten, musste selbst der liebe G. erfahren.

Der Zisch

13. Fliegenbrief

Als sie alle vier vom Mau-Mau-Spiel aufblickten - inzwischen beherrschten sie es ja ganz gut -, zischte ein Zisch an ihnen vorbei.

Ihnen wurde ganz schwindelig. Kaum hatten sie sich von dem Schrecken erholt, zischte es schon wieder.

Merkwürdig, was war das nur?

Und als der Zisch zum dritten Mal vorüberzischte, hörten sie ganz genau hin.

Und was hörten sie?

Ein Hohngelächter.

Ja richtig, ein Hohngelächter.

Nun, sie wollten es ganz genau wissen. Sie wollten den Zisch zur Rede stellen. Aber er war nicht zu fassen. Da G. nun mal gerade da war, fragten sie ihn um Rat.

Tatsächlich, er wusste einen.

Aber dieser Rat war so absurd, dass selbst G.M. unauffällig den Kopf schüttelte.

Tja, G. holte eine Flasche mit einer großen Öffnung aus seiner Tasche.

Damit fingen sie nun den nächsten vorüberziehenden Zisch ein. Und G. befestigte dann blitzschnell einen Verschluss an der Flasche. Dieser war einem Kehlkopf nachempfunden. So war der Zisch in der Lage, in der Flasche mit uns zu sprechen. Und ungefragt fing er auch gleich an loszuplappern.

„Nun, euer Spiel ist ja äußerst merkwürdig. Ihr spielt und freut euch, wenn jeder einmal gewinnt. Das ist natürlich Quatsch. Ihr müsst euch doch freuen, wenn die beiden anderen verlieren. Das ist die wahre Freude des Gewinners.

Wir verstanden ihn nicht ganz. Aber wir gaben ihm in seine Flasche Papier und Bleistift hinein, so konnte er uns seine wichtigsten Gedanken aufschreiben.

Dann malte, malte und malte er. Wir fingen schon an zu frösteln. Der Abendwind hatte schon begonnen, sein Wirbel-fang-mich-Spiel im Dämmerlicht zu spielen. Endlich war der Zisch fertig.

Einen großen, wunderschön angemalten, mit Fangzähnen bewehrten Fisch sah ich, der lachte. Er lachte beim Fressen, er lachte, wenn er die anderen fraß, und er schmatzte wollüstig laut dabei.

Dieses schwankende Gedankenturmgebäude war uns, d.h. G.M., Fixi und Foxi, zuviel. Wir nahmen das Bild, trugen es an den Strand und hielten es schräg über das Wasser. So konnte der Fisch bequem ins Wasser gleiten und sein Schicksal im Tun vollenden. Dem Zisch verpassten wir zwei meerestiefenforschend sehende Glasaugen und warfen ihn als Flaschenpost ins Wasser. Mit einem kleinen Seil hielten wir ihn schön angebunden, so dass wir ihn jederzeit zurückholen konnten.

Und was sah der Zisch?

Der bunte Fangzähnenfisch, er schwamm, der juchzte, er fraß, er schmatzte, er überschlug sich vor Freude.

Ein Schwarm Stachelfische, denen konnte er nichts tun, schwamm singend vorüber. Sie winkten ihm einladend zu. Er drehte sich ab. Ein dumpfes unbekanntes Sehnen begann nach ihm zu greifen, er schwamm tiefer, um es schnell von seinem Panzer hart abstreifen zu können. Doch dabei schwamm er gerade in das Maul eines Hais hinein. So ein dummer Fisch, dachte der Hai. So etwas Blödes war ihm sein ganzes

Leben noch nicht vorgekommen. Anscheinend wusste dieser Fisch überhaupt nicht, dass ein Hai existierte. Dieser Fisch hatte überhaupt keine Angst vor einem Hai. Was war das überhaupt für ein Fisch?

Jetzt hatte er es. Es war ein Antifisch, ein Anarchist, ein Fischteufel. Er, der Hai, hatte das erste Mal in seinem Leben vor einem kleinen bunten Fisch eine unbestimmte, aber eine unheimliche Angst. Er spuckte ihn mit aller Kraft aus. Im hohen Bogen flog er auf das Blatt Papier zurück.

Nur ein kaum merkbares Zittern der Farbtupfer auf den Kiemen kündete kurze Zeit später noch von dem Abenteuer in der See. Jetzt war er wieder als Bild auf das Blatt Papier gebannt. Der Blattfisch hatte seine Chance vertan. Er war, er ist und wird stumm bleiben. Das Blatt Papier ließen wir als Schwalbe im Wind flattern. Als die Schwalbe etwas müde geworden war und abends auf dem Meer landete, zerliefen ihre Farben auf dem Papier. Nichts erinnerte dann mehr an den Fisch.

Der Zisch bekam dies alles, dank seiner Brille, mit.

Wir öffneten die Flasche. Er zischte heraus und umspielte uns mit seinem Lufthauch. Er freute sich plötzlich an der Luft, an der Sonne, am Wasser.

Ja, dies waren jetzt seine Gefährten der Reisen, der Reise geworden.

Und dann verriet er uns seinen sehnlichsten Wunsch.

Er möchte gerne eines Tages einem anderen Zisch begegnen, besser ausgedrückt, einer anderen Zischin begegnen,

die er umgirren konnte,

die er umzischen konnte,

mit der er sich verknoten konnte,

mit der er Wälder, Wiesen, Täler, Blätter

leichtzischig aufwirbeln konnte,

mit der er zusammen zwei Liebenden

beim Sprechen den Lufthauch säuselnd erwärmen konnte,

mit der er zusammen kleine, süße, neue Zischs erzischen konnte,

mit der er - und jetzt waren seine Äuglein ganz sanft und warm windfeucht -

ja, mit der er einfach spielen konnte,

im Notfall natürlich auch mal Mau Mau.

Epilog

13. Fliegenbrief

Der Zisch - ein Tagtraum!

Alles ist von der Form her in dieser Geschichte machbar.

Ein Zischtraum eben.

Und der Tagträumer, der Zisch, erkennt, ohne Spielkameraden wird es und wird es langweilig.

Spielen heißt auch, dem anderen die Freude am Spiel zu vermitteln.

Dies gelingt dem Zisch.

Jetzt ist er für das große Lebensspiel zu zweit reif, vorbereitet, bereit.

Jetzt würde er auch den Sinn dieser Spielgeschichte verstehen.

Ein exzellenter Tischtennispieler und ein Anfänger spielen zusammen Tischtennis nach den normalen Gewinnregeln.

Anfänglich verliert der Anfänger haushoch.

Der Profispieler erfindet eine neue Regel; beide müssen bemüht sein, den Ball so lange wie möglich im Spiel zu halten. Sie spielen und spielen und spielen, bis die Abenddämmerung sie freundlich umhüllt.

Fixis Träume

Der kreisneblige Traum

- *Der große Wille - Tagträumereien*

Was hatte ich mir nicht alles wieder vorgenommen.
Alles musste, sollte, wollte ich ändern.

Ich war zu fett,
 also abnehmen.
Ich hatte zu wenig Bewegung,
 also laufen.
Ich war zu schlampig,
 also aufräumen.
Ich handelte zu planlos,
 also planen.
Ich war zu,
 also
Ich hatte zu,
 also
Ich handelte zu,
 also
Ich,
 also ...

In meinem Kopf tauchten,
wie bei den Wasserspielen
vor einem vornehmen herrschaftlichen Schloss,
Gedanken, Ideen, Möglichkeiten, Bilder auf.
Sie schossen wie die Wasserfontänen in die Höhe,
wurden von mir beklatscht und bejubelt,
und dann sanken sie nach kurzer Zeit,
ohne eine wässrige Erinnerungsspur zu hinterlassen,
in sich zusammen.
Nein, eigentlich sank die Denkwasserfontäne nicht in sich zusammen,
ihr wurde einfach das Wasser abgestellt.
Sie war dann einfach nicht mehr da,
nicht mehr vorhanden.
Das Wasser wurde für andere,
noch schönere, sonnenglitzrige Dewafo
(= Denkwasserfontänen, für den Uneingeweihten)
benötigt.
Aber was soll's!
As Auf und Ab des sprudelnden Wassers
erfreute mein Herz auf das höchste.
Zum Schluß war der Wechsel von der einen zur anderen
spritzenden Wasserfontäne so schnell,
daß ich mit dem Schaudenken kaum nachkam.

So schaute und freute ich mich.
Ich schaute und freute,
und freute und schaute.
Schaufreuen,
freuschauen,
selig war ich.
Ewig hätte ich meinen Wasserfontänengedanken
zuschauen können,
zuschauen können.
Doch da!
Welch' grausiger Scherz.
Mit einem Schlag wurde das Wasser abgestellt.
Das Spiel war aus.
Das Spiel war zu Ende.
Nichts mehr da.
Und ich, ich hatte vergessen,
auch nur ein Tröpfchen Wasser
aufzufangen, um meinen
„Ich,
 also,“
Willensdurst zu löschen.

Nach diesem Denkfortissimo beschloss ich,
mich ein klein wenig zu ändern.
Abends,
frühabends ging ich zu Bett.
Ich wußte, jetzt kommt es wieder über mich,
jetzt kommt der Schritt zum Fernseher,
 der Knopfdruck;
jetzt kommt der Schritt zum Kühlschrank,
 das Türöffnen.
Knopfdruck - Dumpfdämlichgucksehen,
Türöffnen - Dumpfdämlichschmatzfressen.
Es war immer dasselbe,
es waren immer dieselben Überlegungen.
Ich, davon war ich zutiefst überzeugt,
hatte einen gut ausgeprägten, großen Willen,
um selbst zu entscheiden,
ob ich den Knopf drücke oder die Tür öffne.
Ich war doch willensstark genug,
um mir dann das Fernsehprogramm einzuteilen.
Ich war doch willensstark genug,
um mir dann das Essen einzuteilen.

Wenn ich dann nachts um 0.45 Uhr vollgefressen
vor dem Fernseher aufwachte,
um hundsmüde ins Bett zu gehen,
hatte ich ein kotzübles Gefühl.

Ich konnte mich selbst nicht mehr ausstehen,
mich selbst nicht mehr leiden.
Ich hätte am liebsten erbrochen
und mich selbst angekotzt.
Ab morgen,
das nahm ich mir fest vor,
das nahm ich mir sehr fest vor,
würde sich alles ändern.
Wie kreisende Nebel schwirrten diese Gedanken
Nacht für Nacht durch meinen Kopf
und fanden doch keinen Anker.
Nun, wie schon gesagt,
heute ging ich um 19.00 Uhr zu Bett.
„Wenn ich gerne Alkohol trinken würde,
hätte ich bestimmt schon eine große Karriere
als Alkoholiker hinter mir“,
dachte ich plötzlich auf dem letzten Treppenabsatz.
„Komisch, was einem so alles einfällt,
wenn man mal früher ins Bett geht“.

Im Bett las ich noch ein wenig.
Es war ein Essay über den Philosophen Heidegger.
Doch nach kurzen Lesen stellte ich fest,
das, was er sagte, gefiel mir eigentlich nicht ganz.
Er redete und redete über das Sein,
über das Entbergen des Seins,
über das Sorgen und Besorgen,
über die Zeugwelt und Werkwelt,
aber über mich,
über Egon, den Menschen,
der sehr früh ins Bett gegangen ist,
um den Schlangen,
die im Kühlschrank
und im Fernsehen lauern,
zu entgehen,
über den Menschen redete und dachte er nicht.
Aber da war ihm ja auch kein Vorwurf zu machen,
dachte ich schon recht schläfrig.
Dann denkgähnte ich herzlich vor mich hin.
Er kannte mich ja nicht.
Kannte er eigentlich sich?
Kannte er eigentlich sein Sein?
Ob er selbstvergessen auch mal mit seinem Hund spielte?
Ob er sich für das, was ein zehnjähriger Junge denkt,
interessiert?
Ob er?
Dann war ich fest eingeschlafen,
und ein kreisnebliger Traum fing mich gleich ein.

Und das Städtchen, das ich sah,
war sehr romantisch.
Mein Auto hatte ich auf dem Marktplatz geparkt,
und nach den Einkäufen fuhr ich los;
rund um die Stadt fuhr ich.
Und eigentümlich, eigenartig, komisch,
immer und immer wieder schlug ich
mit dem Auto einen Bogen
und kam immer und immer
wieder auf den Marktplatz zum Einkaufen zurück.
Dann war es mir einfach zu dumm,
ich ging zu Fuß.
Und ich kam an einer Schlosskirche vorbei
und ich schaute über die Schlosskirche hinaus nach oben.
Und was sah ich?
Einmalig!
Einmalig, dieser Anblick!
Über der Kirche war ein Schloss oder eine Kirche,
ich konnte es nicht genau unterscheiden,
auf dem höchsten Berg über die Stadt gebaut.
Diese Bergschlosskirche, mäßig spinnwebig umgarnt,
überragte den Berg beträchtlich.
Toll, einfach toll!
Nein, toll war nicht der richtige Ausdruck,
großartig, majestätisch schön,
einmalig, unbeschreiblich,
ja, diese Worte waren schon besser.
Da dachte ich:
„Wenn sich aus diesem Gebäude,
aus dieser überragenden Schlosskirche ein Stein lösen würde,
was dann?“
Ich trat unter die kleine Kirche
und schaute nach oben.
Nein, in ihrem Schatten konnte ich nicht getroffen werden.
Gott sei Dank!

Meinen Freunden, meinen Nachbarn, meiner Frau
wollte ich das Bergschloss zeigen.
Doch als ich mit ihnen gemeinsam nach oben blickte,
war's im Nebel eingehüllt und unsichtbar.
Wir versuchten, in einem Andenkenladen ein Bild
von dem Bergschloss zu erwerben,
aber das Bild war nirgends erhältlich.
Nur ich allein hatte es heute morgen gesehen.

Dann lichtete sich der Nebel über der Straße
und wir alle sahen,
daß ein neuer, ein frischer kristallklarer Bergsee
oberhalb des Städtchens entstanden war.
Und

Da wachte ich auf.
Es war Morgen.
Komisch, als ich aufstand,
hatte ich seit langen Jahren zum ersten Mal
keinen Brechreiz, keinen Hunger,
und ich war auch nicht durstig,
und ich hatte Lust, einen Brief zu schreiben.
Dass der Fernseher im Zimmer war,
fiel mir an diesem Tag gar nicht auf.

Fixis Träume

Die Neujahrsgeister

- *Der mittlere Wunsch - Tagträumereien*

Eingefroren, eingebrannt, eingestanz
ist heute, am 31. Dezember, auf allen Gesichtern
das Silvesterglücksälcheln.

Auch ich wünsche allen alles erdenklich Gute im Neuen Jahr,
töne ich, als ich unsere Büros, wie immer,
handschüttelnd durchrudere.

Irgend etwas zieht an meiner Nase,
irgend etwas ist mit meiner Haut los,
sie spannt so.

Phantastisch!

Ich fühl's

Auch meine Haare, mit ihnen ist etwas los!

Sie wachsen, ja wirklich, sie wachsen.

Alles, alles habe ich versucht,

sogar vor und in japanischen Shintutempeln habe ich
den Räucherstäbchenrauch auf meiner Glatze verriegen.

Nichts, kein Erfolg,

keine Wirkung, auch nicht die geringste.

Und jetzt plötzlich das!

Unfassbar!

Auf der Toilette sah ich mich an,
genauer gesagt, im Toilettenspiegel.

Merkwürdig!

Langes Haar mit Federschmuck,

braun-rötlich bemalte Haut,

Hakennase,

geistferner, bezwingender Blick.

Um Gottes Willen!

Ein Schamane,

ein Geisterbeschwörer!

Noch einmal ganz langsam schauen.

Tatsächlich! Unverkennbar!

Ich war ein Schamane, ein Geisterbeschwörer.

Und meine Hand?

Sie fühlte sich so komisch an.

Knochen, Geisterknochen, hielt ich in ihr.

Schön bemalt waren sie und mit Sprüchen verziert.

Als ordentlicher Buchhalter sortierte ich sie sofort.

Nummer 1 Allgemeine Paradiesknochen:

Alles Gute im Neuen Jahr.

Alles, alles Gute im Neuen Jahr.

Alles, alles erdenklich Gute im Neuen Jahr.

- Nummer 2 Persönliche Paradiesknochen:
Ich wünsche Dir alles Gute.
Ich wünsche Dir alles, alles Glück auf Erden.
- Nummer 3 Angstbeschwörungsknochen:
Ich wünsche Dir weiterhin viel Glück.
Ich wünsche, dass alles beim alten bleibt.

Ruhig betrachtete ich mich.
Unmöglich, aber anregend und aufregend mein Aussehen.
Wenn mich so einer sah!
Die Toilettentür wurde schnell aufgestoßen,
ich stand versteinert da.
Es war Hans.
„Guten Tag, Egole,“ sagte er.
„Übrigens, alles Gute im Neuen Jahr“
Dann wusch er sich die Hände, trocknete sie sorgfältig ab
und ging wieder.
Nichts!
Er hatte nichts gesehen.
Nur ich sah es.
Nur ich sah mich so.
Ohne Angst konnte ich mich weiter betrachten und betasten.
Die linke und rechte Hosentasche war ausgebeult.
In der linken waren die sog. Verwünschungsknochen drin,
wie z.B., ich wünsch' dir was Schlechtes.
Ich wünsch' dir Pech, und so.
Da ritt mich der Teufel, ich wollte es einfach ausprobieren.
Ich ging zu Günter, meinem besten Freund, und sagte zu ihm:
„Was würdest du sagen, Günter, wenn ich dir im Neuen Jahr Pech und alles
Schlechte wünsche?“
Er lachte. „Was ich sagen würde?“, echote er.
„Ich würde sagen wollen:
1. Typisch, Egole.
2. Endlich jemand, der es ehrlich mit mir meint.
3. Klasse!“
Dann schüttelte er sich aus vor Lachen und klopfte mir so auf die Schulter, dass mir
alle Verwünschungsknochen aus der Hand fielen.

Ich lachte mit und fasste in die rechte Tasche und zog zwei Knochen heraus, die ich
ihm schenkte.

Bei diesen Knochen war das Wort, „alle/s“ durchgestrichen, dafür das Wort,
„mittlere/s“ darüber geschrieben.

Sie zierten folgende Sprüche:

Mittlere

„Alle Mühsal im Neuen Jahr.“

Mittleres

„Alles Glück im Neuen Jahr.“

Er nahm mir diese Knöchelchen mit leuchtenden Augen, fast zärtlich ab.

Fast so, als hätte ich ihm einen großen Rohdiamanten geschenkt.

Dann sagte er leise: „Die bleiben hier ein Jahr liegen.“

Und er legte sie auf die Türschwelle und dann sagte er noch:

Und ich wünsche mir und dir,

alle sollen darüber stolpern, keiner soll darüber fallen.“

Übrigens, einen Toast auf das Neue Jahr.

Prosit Neujahr!

Fixis Träume

Erdiges Gedankenkind

- *Die kleinen Worte - Tagträumereien*

Die Gedanken sind frei, wer kann sie erraten?

Die Gedanken sind frei, wer kann sie erjagen?

Die Gedanken sind frei, Wer kann sie erfinden?

Die Gedanken sind frei, wer kann sie finden?

Freischwebend erhaschen Gedanken Gedanken.

Freischwebend freunden sich freud-leidvolle Gedanken an
und verschwinden.

Freischwebend verlassen Gedanken den warmsandigen Wind.

Festhackend werden sie erdenschwer
und zerfließen im Meer.

Freischwebend verdampfen Meeresgedanken,
von peitschenden Wogen getrieben,
geschleudert im warmsandigen Wind.

Erdiges Gedankenkind.

Gedankliches Erdenkind.

Gleicher unter Gleichen

14. Fliegenbrief

Als er, der Zisch, vorüberwirbelte, waren wir glücklich, wir vier.
Dann erinnerten wir uns wieder. Jeder von uns hatte ja eine Aufgabe zu erfüllen.
Gott sei Dank, fiel uns das rechtzeitig ein, ansonsten würden wir vielleicht allmählich versteinert immer noch dort sitzen, bewegungslos, glücklich, befreit von allem Leid, befreit von allen Bedürfnissen. Tod, ohne je sterben zu müssen; Tot vor dem Tod.
Das waren seltsame Gedanken.
Ich ordnete meine Flügel, meine Beine und mein Gehirn und brachte so alles wieder ins Gleichgewicht.
Aber witzig war es schon, wie G. sich uns zeigte.
Er war einfach da, wie einer von uns, ohne aber einer von uns zu sein.
Er führte uns im Spielen zu uns selbst, und dann waren wir plötzlich ein Teil von ihm, windhauchig, verwehend, schwingend.
Wenn ich zuviel darüber nachdachte, war ich plötzlich weit weg von G.. Gerade so, als wäre ich durch einen Regenbogen geflogen und betrachtete traurig meine Hand, weil keine Regenbogenfarbe auf ihr war.
So stellte ich mir, ein klein wenig gewandelt natürlich, auch den Teufel vor.
Er würde einfach dasein, wie einer von uns, ohne aber ganz einer von uns zu sein.
Er würde uns im Spielen von uns weg führen, hin zum Siegen, Gewinnen, Vernichten.
Und dann würden wir plötzlich ein Teil von ihm sein; wie eine Fliege im Honigglas: eine zähe, warme, süße, köstliche, atemberaubende, zerfließende Masse.
Als ich zuviel darüber nachdachte, war es mir, als wäre ich durch ein reinigendes Blitzdonnerhagelgewitter geflogen. Dem Unheil entronnen, betrachtete ich meine Hand. Kleine oberflächliche Verbrennungsspuren, die wieder im Heilen begriffen waren, hatten sich als stumme Zeugen des Gewitters in der Hand als Wunder, als wunderbare Erinnerung eingegraben.

Ich erwachte und wusch die Flügel, das Gesicht, die Hände.
Nun waren ich und Foxi und G.M. zum weiteren Wandelfluge bereit. Und diesmal war ich wirklich gespannt, wo ich erwachen sollte.
Fiel G.M. wirklich etwas Neues ein?
Nun, wie gesagt, ich war gespannt.
Und als ich morgens erwachte, gab er mir als erstes einen neuen Vertrag.
Was die Bedingungen bezüglich der Verwandlungen anbelangten, konnte ich keine Änderungen feststellen. Nur eine Kleinigkeit hatte G.M. geändert.
Ab sofort durfte, ja sollte ich mich an mein früheres Leben erinnern.
Nun, ich wollte ihm eine Freude machen und unterschrieb zusammen mit Foxi.
Mein fragendes Gesicht war ihm schon genug, um ihn zur Antwort zu bewegen.
Da ich keinen Hut aufhatte, wusste er sowieso, was ich fragen wollte.
„Ich möchte nicht,“ so begann er, „dass du mir zukünftig geistig unterlegen bist. Eine Zeitlang hat es mir, das muss ich zugeben, Spaß und Freude bereitet, den Vater zu spielen. Jetzt merke ich, dass du, obwohl du nur hier, nur hier in der Gegenwart, lebst, Gedanken hast, die mich anregen, die mich aufregen. Du denkst als Fliege, wie ich noch nie gedacht habe. Bisher dachte ich immer, dass ich schon alles gedacht hätte.“

Wenn du nun deine alten Erlebnisse und Erfahrungen bedenkst, wenn du dies alles in Worte, in Sprache, in Denken, in Sprechdenken fassen kannst, und wenn ich das, was ich denke, in Sprache, in Sprechsprachdenken fassen kann, wenn wir beide diesen schwingend klingenden, vielleicht auch manchmal klirrenden Sprachgesang anstimmen, dann

Ja, was ist dann?

Dann bauen, dann ersprechen, dann ersingen, dann erschwingen wir eine neue Welt, unsere Welt.“

„Im übrigen“, so fuhr G.M. rasch fort, „hat G. gelächelt und lächelnd genickt, als ich ihm von unserem neuen Vertrag erzählt habe.“

Zur Bekräftigung unseres Vertrages gaben ich und Foxi ihm jeweils einen Kuss auf die Stirn. G.M. errötete leicht und zog noch drei Spiegel aus der Tasche.

Zwei davon schenkte er uns. So konnten wir die Spiegel als Brillen benutzen.

Wenn wir durch sie durchsahen, war G.M. genauso groß wie wir. Und wenn G.M. durch seinen Spiegel sah, waren wir genauso groß wie er.

Jetzt waren wir Brüder, die sich im anderen spiegeln durften, ohne zu klein oder zu groß erscheinen zu müssen.

Epilog

14. Fliegenbrief

Erwachsen werden ist mühsam.

Erwachsen kann man nur werden,

wenn der, der Schwächere, Macht bekommt
und der andere, der Stärkere, freiwillig Macht abgibt,
wenn beide die gleichgewichtige Macht nicht nutzen,
wenn beide zum gegenseitigen Nutzen gleichberechtigt sind.

Gegenseitiger Nutzen heißt:

Sie lassen im gemeinsamen Denken und Handeln Neues, Einmaliges, nicht
Vorhersehbares, Unwiederholbares zwinkerfreudig entstehen.

G.M. und G. verstehen sich somit nicht mehr als die überall Mächtigen,
insbesondere was die Zukunft betrifft.

Sie verstehen sich als personale Größen, die hie und da, wenn es unumgänglich
nötig ist, korrigierend eingreifen.

In bezug auf die Zukunft sind sie mit Fixi und Foxi verbündet, neugierige
Verbündete, die wissen, dass etwas geschieht, aber die auch nicht wissen, was
genau geschieht. Die aber gespannt sind wie Eulen und Flitzebogen, wie
Marktmänner und Marktfrauen, was, wann und wo geschieht.

Offensichtlich ist jeder auf jeden angewiesen. Zu viert - alle für einen und einer für
alle - meistern, erschaffen sie die Zukunft, lassen die Zukunft spielerisch entstehen
und verwehen.

Die Zukunft ist für alle vier spannend geworden.

Das Geheimnis der Statuen

15. Fliegenbrief

Als ich aufwachte, sah ich mich neugierig um. Erst konnte ich es kaum glauben, aber es war wirklich wahr. Wir waren auf einem Kreuz in einer Kirche gelandet. Sie war eigenartig eingeteilt, die Kirche.

In einem Teil befand sich ein Altar, auf dem das Christusbild stand, in einem anderen Teil war eine Buddhafigur aufgebaut und in einem dritten Teil lag schlicht ein Gebetsteppich.

In einer großen, hellen Nische, weit abseits, wurden dauernd Statuen hereintransportiert und wieder hinausgetragen.

Und in der Mitte des Kirchenschiffes stand ein kleiner rohbehauener Holztisch mit drei Holzstühlen. Im Dämmerlicht waren die Personen, die um den Tisch saßen und sprachen, kaum zu erkennen.

Eine Kirche sollte das sein?

G.M. schüttelte ebenfalls ratlos den Kopf, als ich ihn fragend ansah.

Und so klingelten wir. Nach längerer Zeit kam G. durch ein Seitenportal.. Er hatte sich gerade auf der Wiese vor der Kirche gesonnt und das Klingeln kaum gehört.

Nur auf unser fragendes gemeinsames Drängen fand er sich bereit, eine kleine Führung mit uns durchzuführen.

Aber so leicht war das anscheinend nicht.

Während wir uns leise darüber unterhielten, wo wir anfangen sollten, was wir ihm für Fragen stellen sollten, war er schon wieder durch ein Seitenportal nach außen entwischt. Nach langem Suchen sahen wir ihn summend, gräserkauend auf einer Wiese liegen. Er ließ sich die letzten Sonnenstrahlen nicht entgehen.

Aber faul war er nicht. Wir kamen näher, da hörten wir, wie er gerade intensive Gespräche mit einer Amöbe, einem Regenwurm und einem Schimpansen führte.

Im Teich vor ihm zog ein Delphin seine Kreise. Auch er nahm lebhaft an der Unterhaltung teil. Was war das für ein Geflüster, Gekichere, Gegacker und Geschnatter. Und was wollten sie G. nicht alles zeigen, jetzt, wo sie ihn einmal für sich alleine hatten.

Die Amöbe streckte ihre Ärmchen aus und durfte auf einer Sonnengeige, die ihr G. geschenkt hatte, die ersten zitterigen Laute schlagen. Als sie fertig war, klatschte G. begeistert Beifall. Artig zog sie ihren Hut mit einem eleganten blubbernden plasmatischen Schwung.

Mit einem begeisterten Kriechkringeltanz bedankte sich der Regenwurm, dass G. einfach für ihn, ja, für ihn, da war. Er teilte sich vor lauter Freude in zwei Hälften. Heimlich stellte G. die Uhr etwas vor. So konnte der Regenwurm ihm seine doppelte Wachstumsfreude zeigen. Als beide Regenwürmer mit ihrem Tanz fertig waren, rollten sie sich auf den Fuß von G. zusammen und schliefen hochzufrieden ein. Und der Schimpanse? Er tanzte einfach mit G. herum und quiekte und klaute ihm eine Banane aus der Hosentasche. Als er genug getanzt und gegessen hatte, schlief auch er am Baum angelehnt ein.

Und dann?

Dann schaute G. plötzlich uns alle an. Wir waren ganz verlegen, weil wir nicht so ausgelassen, so fröhlich, so ungezwungen waren. Wir, ja, wir wollten etwas von ihm wissen. Wir wollten nicht einfach mit ihm auf der Wiese liegen und herumtollen.

Wir , ja, wir menschtelten uns. Nun, G. ahnte, wusste, verstand unseren Forscherdrang. Er stand auf und ging vor uns her in die Kirche. Und als wir in die Kirche gingen, war er plötzlich so groß wie das Portal der Kirche. Nein, er war das Portal der Kirche.

Wir lächelten ihn fragend an, was heißen sollte: „Wie kommen wir in die Kirche, wenn du das Portal versperrst?“

Er lächelte antwortend zurück. Was heißen sollte: „Geht durch das Portal hindurch, ich störe euch nicht!“

Und tatsächlich. Phantastisch! Es war wie im Märchen.

Wir gingen durch das Portal, durch G., hindurch in die Kirche.

Das Portal war offen und zu zugleich. Wir gingen durch die geschlossene, regenbogenfarbene, glänzende Tür hindurch, als wäre sie nicht da. Nur ein samtiger Lufthauch verriet, dass es wirklich G. war, durch den wir hindurchgegangen waren.

Wir blickten zurück und sahen den Delphin draußen einen Freudensalto schlagen. Dann gingen wir endgültig hinein, und G. begann, uns langsam und bedächtig in die Kirche herzuführen.

Anfänglich kamen wir uns vor, als wären wir in einem Museum. Die Gedanken: „Wir sind ja in einem Museum“, kamen auch daher, die Statuen, die dauernd herein- und herausgetragen wurden, waren doch mit einer ziemlich dicken Staubschicht überzogen. Und in die Staubschicht waren überall Kreuze von Kinderhänden eingedrückt. Sie waren nur angedeutet, aber sie waren deutlich sichtbar.

Und dann begann G., uns langsam und bedächtig die Statuen zu erklären.

„Seht!“, so begann er, „damit die Leute, die Menschen, die Brüder und Schwestern in der Welt bestehen und sinnvoll handeln können, müssen sie sich ein Bild von der Welt machen. Dieses Bild von der Welt befähigt sie zum Handeln. Es ist nicht falsch oder wahr, das Bild. Nein, es ist einfach da.

Das ist die erste Kopffreude, die ich den Menschen beschert habe. Und wie haben sie diese Kunst, diese Freude, benutzt. Jeder fertigte Bilder, meißelte Statuen, und jeder dachte seine Bilder, seine Statuen, wären die besten, die schönsten, die einzigen.

Und jeder trug und trägt die Statue vor sich her, und jeder dachte und denkt, es wäre die beste, die schönste, die allgemeinste, die allgemeinverbindliche.

Doch ich wollte etwas ganz anderes. Ich wollte, dass jeder sich freue an seiner Welt, an seiner Statue, an seiner Welt, wie er sie kennt.

Doch ich wollte, dass jeder sich freue an der Welt des Bruders, der Schwester, wie sie sie erkennen.

Doch ich wollte, ich wollte anscheinend zuviel.

Seht doch, jeder sieht oft nur seine Statue, und viele wollen nur, daß alle anderen diese eine Statue sehen und bewundern.

Doch“.

Er stockte und schüttelte traurig den Kopf. „Wie arm wäre die Welt mit einem Bild, mit einer Säule, einer Statue. Es wäre, es wäre tatsächlich die Hölle.

Tagein, tagaus dasselbe.

Seht ihr,

Wenn die Menschlein dann nicht anfangen über diese Dinge nachzudenken, muss ich sie zum Nachdenken bringen. Manchmal muss ich ihnen die Statuen wegnehmen, entreißen, zerstören. Manchmal werden sie, wenn sie sich gar nicht

trennen wollen, von den herabfallenden Gesteinsbrocken getroffen. Einige werden sogar unter ihnen begraben.

Seht ihr, jeder darf, jeder soll seine Statue haben, seine Statue bauen. Und wenn sie fertig ist, aber soll er, muss er eine neue zu bauen anfangen. Dazu darf er, ja soll er die Steine, den Mörtel, die Farbe der alten Statue benutzen. Das ist das Geheimnis der Statuen. Sie müssen immer neu das ganze Leben lang gebaut werden. Hören die Menschen auf zu bauen, setzt sich Staub auf den Statuen ab. Und schon bald beginnen die Hände des Menschen zu schrumpfen und bald hat er gar keine Hände mehr. Er läuft dann handlos durch die Welt. Er hat sein Handwerk verlernt.

Denkt der Mensch über dieses Geheimnis nach, so lasse ich ihm über Nacht neue Hände wachsen.“

Um G. nicht zu traurig zu stimmen, vermieden wir die Frage, wie häufig das schon geschehen sei.

„Und seht ihr,“ so begann er langsam und bedächtig von neuem, „ich habe ihm, dem Menschen, meinem ein und alles, noch etwas mit auf den Weg gegeben. Während er die eine Statue abreißt, um mit ihrem Material die neue aufzubauen, kann er über die alte, verstaubte Statue nachdenken und ein wenig über sie lächeln.

Ja, er kann sogar noch etwas mehr. Er kann, während er noch an der neuen baut, über die neue Statue nachdenken und ein wenig über sie lächeln.

Ja, er soll sich selbst während des Bauens erkennen und, tja, und er soll Humor haben, um über sich selbst und die Statue zu lächeln, sich zu freuen und neue Freude, neue Kraft haben, weiter zu bauen.

Ja, wenn er will, kann er sogar etwas mehr. Jedes dieser Menschenkinder hat am Kopf eine verborgene Öffnung. Bei jedem sitzt sie woanders. Durch diese Öffnung können meine Sonnenstrahlen zu ihm hinein gelangen.

Tief drinnen hat er einen kleinen Spiegel. Wenn er den richtigen Winkel eingestellt hat, sehe ich's blitzen. So weiß ich, dass meine Sonnenstrahlen ihr Ziel erreicht haben.

Nur muss jeder die Öffnung tagtäglich putzen, sonst wächst sie zu und die Strahlen prallen ab. Denn wenn es mir gar zu bunt wird, schlage ich einfach von Zeit zu Zeit eine neue Öffnung in seinen Kopf. Das tut zwar weh, aber damit habe ich bisher jedesmal mein Ziel erreicht. Sie, die Schmerzen haben, beginnen sich plötzlich meiner zu erinnern. Ich will ja nicht haben, dass sie mich annehmen und lieben. Ich will nur, dass sie an mich denken. Gut oder schlecht, das ist gleich. Daran denken, an mich denken, das ist das Entscheidende.

Er kann und soll nachdenken darüber, was er eventuell hätte besser machen können, was er falsch gemacht hat, wenn er vielleicht mit der Statue falsch umgegangen ist und der Statue geschadet hat. Vielleicht ist er dann traurig und bereut einige Dinge und versucht, sie zukünftig besser zu machen. Ich bin sehr froh, wenn er das macht. Ansonsten müsste ich diese ganzen Dinge mit ihm besprechen, ihn tadeln oder, noch schlimmlöcher, dies alles mit ihm aushandeln, wenn er tot ist. Dazu habe ich nun wirklich keine Lust. Für was habe ich ihm schließlich sein Gehirn, seinen Geist gegeben? Er soll es und ihn benutzen und nicht nur besitzen. Er soll diese Dinge selbst regeln, damit ich mehr Zeit habe, mich zu freuen und zu spielen. Ich bin nämlich“, dabei lief er leicht rot an, „ziemlich faul. Faul heißt, mit minimalem Einsatz das Optimale erreichen.

Und warum soll ich mich mit Strafgerichten und so einem Blödsinn rumärgern, wenn die Menschen das in ihrem eigenen Leben durch Nachdenken und durch ein klein wenig Umdenken selbst lösen können.

Sie sollen sich nicht völlig aufopfern für mich.

Das wäre, wenn ich das wollte, ein glitzernder Diamant, eine glitzernde Statue, die durch ihre alldurchdringende Leuchtkraft alle anderen daran hindert, selber zu denken und selber zu leuchten.

Aber ins Aug' der Schwester, des Bruders zu sehen, ob sie/er etwas braucht, auf die Landkarte zu sehen, wo Not ist, darüber zu diskutieren, Pläne zu entwerfen und jeden Tag eine Kleinigkeit zu helfen, diese Gedanken umzusetzen und Wirklichkeit werden zu lassen, das hätte ich schon gerne.

Es kann“ - er kannte ja die Menschen - „auch eine klitzekleinste Kleinigkeit sein, die hilft, die Welt gerechter und friedfertiger werden zu lassen; auch das ist wichtig tagtäglich.

Die Chinesen haben dafür einen schönen Spruch:

Tausend Meilen beginnen
mit dem ersten Schritt.

Und die Europäer sagen:

Es ist besser, ein einziges, kleines, winziges Lichtlein anzuzünden,
als über die Dunkelheit zu schimpfen.

Auf diese klitzekleinen, täglichen, gerechten und friedfertigen Kleinigkeiten lege ich größten Wert. Das habe ich damals auch meinem Sohn gesagt. Er hat es besonders gut machen wollen und es vielleicht auch manchmal übertrieben. Aber immerhin begonnen hat es, und dann soll und muss es weitergehen. Sonst muss ich die Kopfföffnungen so lange vergrößern bis es der letzte einhämmernd verspürt:

Um diesen Wunsch von G. kommt keiner herum.“

G. fing bei diesen Ausführungen an, etwas über uns hin- und her zu schweben, manchmal direkt hin- und her zu zischen.

Wenn Fixi genau hinschaute, waren in dem Zischschweif ein Mann , eine Frau, ein Kind und viele, manchmal auch ungeordnete Buchstaben und Sätze zu erkennen.

Doch man musste schon ganz genau hinschauen.

Dieses Schweben und Hin- und Herzischen machte er nur, wenn seine Lieblingsthemen auf den Tisch kamen.

„Übrigens“, fing G. wieder an, „die Kopfföffnung hat weitere Vorteile für den Menschen und für mich. Ich habe jederzeit Zugang zu ihnen und kann in sie hineingehen. Sie sind in mir und um mich, und ich bin bei ihnen.

Manchmal komme ich mir vor wie ein Landstreicher.“ Er wischte sich verstohlen eine Träne aus seinem jugendlich-fröhlich-alternsten-verzeihenden Antlitz.

„Warum denn?“, fragten wir neugierig, mitfühlend-liebend-traurig.

„Ja, wisst ihr, viele lassen mich nicht hinein oder sie werfen mich einfach hochkant hinaus.“

Aber bei diesen Worten machte er ein vergnügt-verschmitztes, ja, fast raffiniertes Gesicht.

„Aber dann,“ so fuhr er fort, „bitte ich einfach einen lieben Freund, einen Verwandten, einen Nachbarn, einen Bekannten, mir Einlass zu gewähren. Habe ich dann die Wohnung bei diesem bezogen, so schaue ich den, der mich hinausgeworfen hat, durch die Augen des Freundes, des Verwandten, des Nachbarn, des anderen an. Manchmal schaue ich ihn dann auch recht spitzbübisch und frech an. Jetzt kann er mich nicht hinauswerfen. Jetzt muss er sich stellen.

Nein, jetzt darf er sich stellen, jetzt darf er denken. Und ich lade ihn ein, zum Singen, zum Danken, zum Freuen.“

G. kam richtig ins Schwärmen.

„Nun wißt ihr, warum es nicht gut ist, wenn der Mensch alleine ist. Er erkennt sich durch den anderen, und der andere erkennt sich durch ihn, und beide erkennen mich dann gemeinsam immer ein Stückchen mehr, immer ein Stückchen anders. Vielleicht können wir dann eine kleine Wegstrecke gemeinsam gehen. Übrigens, den Weg, das habe ich früher einmal in meiner Allmacht so bestimmt, kenne ich auch nicht so ganz genau. So bleibe ich genau so neugierig wie der Mensch und alle Lebewesen.“

Und bei diesen Worten wurde sein Mienenspiel warm, herzlich, fast etwas raffiniert, da er sich ja selbst, was die Zukunft betrifft, ein bisschen ausgetrickst hatte.

„Tja,“ so schloß er seine Rede, „so einfach ist das alles.“

Fixi und Foxi wurden trotz der Fröhlichkeit nachdenklich, in sich gekehrt.

Ja, er hatte ihnen was gezeigt, und sie hatten's kapiert, „gefressen“.

Er hatte offenbar alle Wesen gern, jedes einzelne von ihnen, jede einzelne von ihnen, jeden einzelnen von ihnen. Einfach, wie sie da waren, weil sie existierten, wie sie lebten und weil sie alle eine Persönlichkeit hatten, weil sie alle so verschieden voneinander waren.

G.M. fiel der lateinische Spruch ein:

Variatio delectat.

Abwechslung erfreut.

Er murmelte ihn leise vor sich hin. G. warf lächelnd einen Apfel in seine Richtung.

G.M. fing ihn auf, biss kräftig bis zur Mitte hinein. Er war zufrieden mit sich. Heute hatte er offensichtlich den Kern einer Sache getroffen.

Epilog

15. Fliegenbrief

Was für ein charmanter, verspielter, liebenswerter, zukunftsöffener G.!

Er ist, und er will das so, einfach zu durchschauen.

Als einzelner, als unverwechselbares Individuum, sind wir aufgehoben bei ihm.

Nachdenken, Reue, d.h. Änderungsbereitschaft und Sinn für ein kleinstwenig Handeln für Gerechtigkeit (= Kleinstgewerbetreibender für Gerechtigkeit), d.h., dem anderen, den Leidenden das Leben lebens- und liebenswerter zu machen, sind seine manchmal unangenehmen, lästigen, aber keinesfalls erdrückenden Forderungen an uns.

Er ist ein zukunftsöffener, ein neugieriger, ein manchmal hakenschlagener, aber immer zuverlässiger Begleiter.

Religionen?!: Ab in die Nischen

16. Fliegenbrief

Dann ging G. weiter in der Kirche herum.

Der Vortrag über die Statuen hatte uns nachdenklich und stumm werden lassen. Dann zeigte er uns die einzelnen Nischen, in denen er die großen Weltreligionen aufbewahrte.

„Warum hast du sie in die Nischen verbannt?“, fragte Foxi.

„Und warum läßt du sie nicht in der Mitte deines Tempels zu deiner Ehre ihre Pracht entfalten?“, fragte ich.

Er lächelte hintergründig und begann zu reden.

„Sehr ihr! Jeder dieser großen Verehrer von mir meint, nur er könne, müsse, dürfe und habe den Anspruch auf den schönsten Platz im Tempel.

Aber das ist natürlich Quatsch, ausgesprochener Quatsch.“

Er schaute uns fragefordernd an.

Ja, wir hatten gehört, was er gesagt hatte. Aber wir wunderten uns nicht, denn alle Ausdrücke waren ja sowieso von ihm. So konnte er auch die weniger feinen bei Gelegenheit einmal gebrauchen.

Nachdem wir ihn nicht reizten, nichts sagten, fuhr er dann langsam fort:

„Die einzelnen Religionen sehen zur Zeit noch viel zuviel auf sich selbst und dadurch funkeln sie so hell, so furchtbar hell und gleißend, dass es sogar mir unangenehm ist und anfängt in den Augen zu brennen.

Vor lauter Gefunkel würde ein Besucher dieses Tempels fast geblendet werden, und das will ich nicht.

Ich will ihm, meinem Gast, die Freude des Suchens und Findens im Tempel nicht nehmen.

Sehr ihr, hier ist beispielsweise die Tempelnische für die Hindusekte.

Die suchen mich in sich selbst und oftmals finden sie mich auch in sich. Das sind auch für mich schöne Augenblicke der Gemeinsamkeit. Aber ich überlege gerade, wie ich ihnen beibringe, daß sie nicht nur mich, sondern auch sich und den anderen, den Bruder und die Schwester und die Welt suchen sollten und müssen.

Auch darin bin ich und mein Sohn und mein Geist verwoben.

Und auch darin will ich tagtäglich, stündlich, minütlich, jeden Augenblick gesucht, erblickt und gefunden werden.

Aber wenn ich sie auf meine Denkwippschaukel setze, springen sie meistens noch ganz schnell herunter, und ich bekomme sie noch nicht zu fassen.

Aber da ich Zeit habe, viel Zeit, ja unendlich viel Zeit, werde ich sie schließlich doch noch auf meine Schaukel hieven.

Ah, seht!“

Er geht weiter, auch der nächste Tempel ist ihm lieb und vertraut.

Und er fängt wieder an zu sprechen:

„Wie haben sie sich um mich bemüht, die liebevoll freundlichen Anhänger des Buddhas. Wie haben sie ihn verehrt. Wie haben sie seine Lehre verehrt. Wie lieben sie die Menschen, die gleichen Glaubens sind.“

Und wie ich sie liebe, weil sie den anderen Menschen, die etwas anderes glauben, liebevoll und ohne Haß begegnen. Doch auch sie“, er schnaufte etwas, „doch auch sie müssen ihre Statuen abreißen und immer wieder aufbauen. Nicht nur der eine, der mich verehrt, hat seine Leiden. Ich weiß, ich weiß“, sagte er, um der Frage von Foxi zuvorzukommen, „sie sagen, alles in der Welt ist Leiden, und der einzelne muss gegen das Leid durch Bedürfnislosigkeit immun werden. Aber ich will sie doch soweit bringen, dass sie des anderen Last mittragen. Dann wird das Leben, das sie als Leiden ansehen, zur schwingenden Lust. Ich will nicht, dass sie heute schon da sein wollen, wo ich jetzt bin. Ich will, dass sie auf Erden füreinander und mit mir dort zusammen sind. Ich muss auch sie auf die Denkwippschaukel setzen und ihnen sagen: Buddha dachte den Anfang. Ihr stellt euch gefälligst auf seine Schultern und denkt, bitte, weiter. Und ich will ihnen sagen: Ich bin in jedem von euch und nicht zwischen euch. Ich bin in euch und dadurch unter euch.“

Jetzt kam er, G., richtig ins Schwärmen; aber Foxi hatte Hunger, und er sah, daß er noch zwei Nischen voll von Erklärungen vor sich hatte. Also begann er einfach herzlich zu niesen. Da er keinen Hut aufhatte, konnten wir seine hungrigen Essensgedanken durch seinen Kopf hindurch schimmern sehen.

Keiner lachte, wir alle drei sagten: „Vergelt's Gott.“

G. sagte: „Wohl bekomm's“.

Und dann gingen wir weiter zur islamischen Nische.

Hier sagte G.:

„Natürlich wird es mir ganz warm ums Herz, wenn diese Menschen mir mit soviel Enthusiasmus begegnen, und ich sehe, wie sie sich ihrem Glauben hingeben. Doch auch sie geben mir eine schwere Nuss zu knacken. Sie haben sich gegenseitig in ihrem Glauben so angefeuert, dass sie mir leider ein bisschen übers Ziel hinausgeschossen sind. Sie haben von den Juden, dies waren ihre Religionskonkurrenten, einfach den Spruch übernommen, ich hätte mich nur ihrem Volk offenbart.

Also, diesen Spruch habe ich ihnen nie und nimmer gesagt, zu keinem von beiden, obwohl sie es sicher gerne hätten.“

Fast hätte er die Hand zum Schwur gehoben, doch als er sah, dass wir lächelten, ließ er es sein.

Was und auf was hätte er auch schwören wollen.

Dann fuhr er fort:

„Anfänglich, als die Menschen erwachten, hatte es mir schon gut getan, dass sie nicht im Chaos leben wollten. Und sie forderten von sich Hingabe und Unterwerfung und von mir meinen unbedingten Willen und meine uneingeschränkte Allmacht. Jetzt aber, nachdem sie mit Hilfe dieses Spruches Herrschaftssysteme errichtet haben, muss ich ihnen bei Gelegenheit mal die Leviten lesen. Ich werde sie einfach fragen, woher sie denn meinen Willen so genau wüssten. Den Mullahs und den Rabbinern wird die Spucke wegbleiben. Sie können jetzt nämlich nicht sagen, sie hätten die Kenntnis von mir. Ich frage sie ja. Denen ihr dummes Gesicht amüsiert mich schon jetzt.“

Fast umspielte ein leicht diabolisches Lächeln seine Gesichtszüge. Als er es merkte, wurde er sofort ernst und hatte sich wieder in der Gewalt.

Dann führte er uns zur letzten Nische, die er mit uns besichtigte.

Es war die christliche Ecke, und verträumt sah er auf die Sinnsprüche an der Wand: Liebe deinen Nächsten, wie dich selbst. - Liebe deine Feinde. - Einer trage des anderen Last. - Das Himmelreich ist inwendig in euch.

„Mein Sohn hatte sich mit dieser Nische besondere Mühe gegeben, und jeder seiner Anhänger wusste: Du bist für den anderen, für deinen Nächsten verantwortlich. Du sollst deine Feinde lieben. Du sollst tolerant sein u.s.w. und so fort.

Nun,“ sagte er aufbrausend, „wisst ihr, was die Christensekte aus diesen tollen Ideen gemacht hat? Nein, ihr wisst es nicht. Sie hat Bürokratenreligionen daraus gemacht. Heute lehren sie nicht mehr. Heute verwalten sie die religiösen Ideen und halten die wahren Schätze im Verborgenen.

Und sie unterdrücken immer noch Frauen.

Sie berufen sich auf Paulus, der sagte: ‘Das Weib schweige in der Gemeinde.’

Diesen Satz sollte er aus strategischen Gründen bei den Griechen benutzen.

Diese Griechen waren in jener Zeit derartige Frauenunterdrücker, daß Paulus und ich, ohne diesen saublöden Satz, keine Chance gehabt hätten, bei ihnen ein offenes religiöses Ohr zu finden.

Der Spruch wird heute benutzt, um Frauen von wichtigen Funktionen in der Kirche fernzuhalten. Na ja, ich könnte mir heute noch in meinen göttlichen Hintern beißen, dass ich Paulus diesen Spruch aus strategischen Gründen vermittelt habe.

Aber mir langt’s jetzt gründlich.

2000 Jahre Frauenunterdrückung sind genug.

Einigen dieser ‘Großkopferten’ werde ich so große Löcher in ihre Schädel meißein, daß selbst sie kapieren, was Gleichberechtigung ist.

Diese Mistecke der Unterdrückung werde ich in Kürze gründlich säubern.“

„Also, in diesem Zustand möchte ich ihm nicht begegnen,“ dachte G.M..

G. sah plötzlich aus wie früher, wie der Rachegott persönlich.

Aber an dieser Verwandlung waren wir offensichtlich, die Menschen oder einige der Menschen, selbst schuld.

„Früher,“ so fuhr G. weiter, als er sich wieder beruhigt hatte, „früher haben sie mit Hilfe meiner Ideen andere Völker barbarisch unterdrückt und beherrscht. Inzwischen haben sie dies mit einem Auge bereut. Mit dem anderen Auge achten sie jedoch genau darauf, daß sie die Macht nicht verlieren.

Auch und gerade deshalb habe ich mit ihnen manches Hühnchen zu rupfen.

Ihr seht also,“ sagte er, „mein Laden ist noch ziemlich durcheinander, aber es ist schon besser geworden. Inzwischen habe ich in der Mitte einen Tisch stehen, und wenn Menschen kommen und setzen sich und reden miteinander und auch mit mir, dann bin ich glücklich und zufrieden. Und dann ziehe ich meistens die Vorhänge vor den Nischen zu. Das aufdringliche Glitzern in den Nischen könnte sie beim trauten Plausch stören.“

Wir dankten und gingen still zufrieden von dannen. Als ich G.M. und Foxi an den Händen nahm, um gemeinsam zum Essen zu gehen, waren sie etwas überrascht. Sie hatten aber nichts dagegen.

Epilog

16. Fliegenbrief

Jede Idee,
auch die beste, ist durch den Menschen fast regelmäßig
zum Machtmissbrauch, zur Unterdrückung anderer
benutzt worden.

Jede Idee,
auch die beste, deckt nicht alle wichtigen Bereiche des Lebens,
hier z.B. Mitleiden, Gerechtigkeit ab.

Toleranz, Aufgeschlossenheit, Änderungsbereitschaft und freiwilliger Machtverzicht
wären eine einigermaßen solide Grundlage für jede Religion, religiöse Gemeinschaft
und Religionsausübung.

Fixis Träume

Der Geburtstag des Christkinds

- ***Die Überwindung der Angst und das angstfreie tägliche Friedhandeln als neue Dimension des Seins***

Als Gott die Menschen so sieht,
wie sie langsam sich mehren und mehren und mehren,
und als Gott die Menschen so sieht,
wie sie sich immer töten und töten und töten,
und als Gott die Menschen sieht,
wie sie ihre Wut, ihre Rache, ihr menschnichtendes Spiel
immer wieder von neuem zu spielen beginnen,
überkommt ihn, dem Allmächtigen, groß' Trübsal.
Dann spricht er:

„Ich selbst will erfahren, wie's ihnen ist
ums leichtbangig grausame Herz.
Ich will selbst schleppen meinen göttlichen Leib zu ihnen,
auf dass sie singen angstlos freudig im Chor.“

Und der unendliche Vielfältige teilt sich und schickt ihn,
den Heiland, zum Menschen.
Er, Jesus, er weiß und er ahnt es:
Im Fadenkreuzpunkte von Himmel und Erde
wird glühend und opfernd er schmelzen.
Doch vorher darf er künden die angstlose Botschaft für Freie,
die sagt:
„Haltet ein nur ein wenig,
und ihr bewahret die Freiheit auf ewig.“

Er senkt ihnen ein nur wenige Worte ins Herz,
die sie sollten selbstprüfend erfahren.
Nur durch ihn seid ihr alles, ohne ihn seid ihr nichts.
Bittet, so wird euch gegeben,
suchet, so werdet ihr finden,
klopft an, so wird euch aufgetan,
liebet sie, eure Feinde,
liebe ihn, deinen Nächsten, wie dich selbst.
Selig sind die, die Friedfertigen, denn sie sollen
Gottes Kinder heißen.
In ihnen seid ihr geborgen.
Schaut in das Auge der Schwester, des Bruders
und lindert die Not des anderen ein wenig.

Diese Worte werden verkündet von ihm, der wehrlos, schwertlos
liegt in der Krippe.
Diese Worte wird verkünden das Lamm, das wehrlos, schwertlos
hänget am Kreuze.

Diese Worte wird verkünden der Mensch, der wehrlos, schwertangstlos
die Welt überwunden.

Und er sehnt sich, dass ihm andere es ihm gleich tun.

„Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden
und den Menschen ein Wohlgefallen“,

ist die Botschaft des neuen und friedvollen, freundlichen Kindes,
das verzeihend weiß um die Fallstricke der Erde.

Diese Worte will er bewahren nur im Herzen der Menschen.

Denn nur inwendig bringen sie Frucht,

nicht in Büchern und Schriften sollen verstaubend sie stehen.

Denn jedes Buch wird zum Schwert, wenn es kommt in die Hand
des Herrschers und Henkers.

Diese Mahnung verkündend, schwebt er hinein in die Herzen aller Menschen,
um dort freundlich, friedlich zu hausen,

und um sie zu bewahren vor allzu tätlichen Bösen,

und um sie zu führen in mühselig andere Gefilde
des tätig tagtäglichen Lebens.

Hoch- tief- breittonig tönet der Chor nun im Dome,
bereit, voller Klanglust

den Geburtstag des Christkinds zu feiern.

Fixis Träume

Dezembrige Hektik

- *eine neue weihnachtliche Sichtweise*

Alle Jahre wieder.

Die Weihnachtseinkäufe sind, Gott sei Dank, alle gemacht.

Noch ein kurzes Telefonat mit Armin und Helga,
beide ehemalige Studienfreunde.

Diese beiden und ich stöhnen mit heimatlich wärmender
wohllustig hektisch, hechelnder, heiserer Stimme:

„Ich, ich, ich bin völlig fertig, völlig geschafft,
völlig abgeschafft.

Ich, ich, ich schaffe es diesmal bestimmt nicht.

Noch nichts gerichtet, alles noch unfertig:

die Wohnung, das Essen, die Geschenke,
Chaos, wohin ich sehe.“

Zwischen den Zeilen, zwischen den heiseren, hektischen Worten
blitzt plötzlich die Weihnachtsbotschaft auf.

Ich, ich, ich werde gebraucht.

Ich bin da, darf dasein für andere.

Ich zeige dem anderen, dass er mir etwas wert ist, etwas bedeutet.

Ich gebe ihm Bedeutung.

Ich muss zwar immer wieder betonen,

wie furchtbar erschöpfend und aufregend dies alles ist,
doch immerhin.

Ein weihnachtliches Gnadengeschenk

ist dies alles schon für mich.

Ich, ich, ich bin nicht einsam.

Diesmal genieße ich plötzlich dankbar die Hektik.

Ich, du, wir dürfen hektisch sein.

Dies ist halt unsere Art, weihnachtlich Gefühle zu äußern.

Nun denn:

Fröhliche Hektik.

Entschuldigung:

Fröhliche Weihnachten.

Fixis Träume

Der brechende Weihnachtsbaum

- *Verzweiflung - Erwachen - Entscheidung*

Weh' dir, wenn du erwachst
aus Geschenk- und Konsumschlaf!
Verloren,
hilflos verloren,
steht dann der Baum,
der weihnachtliche Baum,
an der Ecke.
Als wohnsitzloser Penner,
alle lachen,
mitleidige Gaben sind der Lohn.
Whisky, Äpfel, Kartoffeln,
Wein, Brot, Fisch
häufen sich um ihn an.
Diesmal will er,
diesmal muss er
alleine Weihnachten feiern.
Doch Pech!
Alle die mitleidigen Gaben sind
verstrahlt und vergiftet.
Er erbricht sich voll Ekel.
Dann hebt er ab mit letzter Kraft
von der Erde
und fliegt in den Weltraum,
um giftfrei in Würde zu sterben.

Foxi, der Philosoph

17. Fliegenbrief

Im Lokal fanden sie ein ruhiges, beschauliches Plätzchen.

G.M. Fixi und Foxi fingen sofort an zu reden, zu streiten, zu diskutieren.

G. war vom vorherigen vielen Reden erschöpft und machte ein Nickerchen.

Wie üblich redeten sie alle durcheinander.

Alle drei wurden lauter und lauter.

So, dachten sie, könnten sie am besten ihren Partner überzeugen.

Aber leider dachten alle drei dasselbe, und so nahm, oder besser gesagt, so mußte das ganze Lokal an der Unterhaltung teilnehmen.

G.M. lachte plötzlich laut, aus voller Brust, herzlich, harmonisch verstehend.

Dann sprudelte er prustend seinen neuen Lachgedanken zwischen den Zähnen hervor:

„Wir“, er wieherte fast vor Vergnügen, lachschmunzelte danach und begann von neuem, „wir benehmen uns ja direkt wie Menschen!“

Fixi und Foxi fingen langsam, dann immer stärker an, in das Lachen mit einzustimmen.

Das ganze Lokal wurde angesteckt.

Ein Nicklachschenkellopfachprusten zog vibrierend durch den ganzen Raum, und jeder im Raum fühlte, er war ein Teil der frohvibrierenden Lachmelodie, und jeder im Raum fühlte sich wohl, fühlte sich heimatlich wohlig zu Hause.

Allmählich, aber sehr allmählich, nahm das Vibrieren ab.

Das Lachen verebbte.

Es wurde ruhig.

Es wurde aufmerksam ruhig im Lokal.

Jeder wartete gespannt.

Keiner wollte auch nur ein Wort der Diskussion versäumen.

Gesittet, wie es eigentlich die Wesensart von Fliegen ist, diskutierten sie nun weiter.

G.M. forderte Foxi auf, Stellung zu beziehen.

Er, der Weitgereiste, sollte als erster Antwort geben auf die Frage:

Warum denkt eine Fliege wie eine Fliege?

Doch Foxi, was tat er?

Foxi hatte einfach Angst, dass G.M. ihm, sobald er seine Meinung gesagt hätte, sie widerlegen würde. Widerlegen würde mit Worten, Argumenten, Logik, Beweisen.

Schon bei dem Gedanken, wie ihm G.M. mit einer logisch zwingenden und gleichzeitig suggestiv-hypnotischen Worthülle ummanteln würde, wurde ihm ganz schwindelig.

So tat er etwas gänzlich Unerwartetes.

Er fing an von seinen Reisen, von seinen Erlebnissen, von seinen Verwandlungen und seinen früheren Träumen, die er noch nicht alle aufgeschrieben hatte, zu erzählen.

Und er erzählte ganz schlicht, ganz einfach.

Er erzählte, wie er sich jedes Mal als das gefühlt habe, in das er gerade verwandelt war.

So fühlte und dachte er als Maus, wenn er eine Maus war. So fühlte, so dachte er als Wurm, wenn er mal ein Wurm war.

Sonst, so sagte er, wäre er wirklich verrückt geworden.

Und er erzählte und erzählte.

Die Menschen, G.M. und Fixi waren ganz still geworden. Ihre Blicke, ihre Gedanken waren nach innen gekehrt.

Das Gefühl, sich besser zu verstehen, wurde stärker und stärker.

Und während Foxi redete, verwandelte er sich, ohne es zu bemerken, in einen Menschen.

Und als er seine Rede beendet hatte, war es spät geworden.

Zufrieden, müde, glücklich gingen Fixi, G.M. und die Menschen nach Hause, doch nicht ohne Foxi, der erschöpft am Tische eingeschlafen war, verständnisvoll zu streicheln.

Als sie sich noch einmal nach ihm umdrehten, dachten sie für einen Moment, sie würden dreifach sehen. Sie hatten das Gefühl, dass der altgriechische Philosoph Sokrates, der ein großer Frager war, und der spanische Philosoph Ortega y Gasset, der die Menschen lehrte, ihre geistigen Blickwinkel zu verändern, links und rechts von Foxi saßen und mit ihm gemeinsam leise um die Wette schnarchten.

Am nächsten Morgen am Frühstückstisch dachte ich, G.M., über den gestrigen Abend nach. Es war, was Foxi gesagt hatte, es war einleuchtend, Sicher, es war doch selbstverständliches Wissen, es war Allgemeingut. An und für sich war es eine geistige Platitude.

Ich schüttelte den Kopf, leicht enttäuscht. Doch Foxi, hochtrainiert auf jede Veränderung seiner Umwelt zu reagieren, bemerkte, erahnte und, ja, ich bin ganz sicher, fühlte, was ich über ihn, über seine Worte, seine Gedanken empfand, und wie ich ihn, seine Worte, seine Gedanken beurteilte.

Anscheinend zufällig schaute er mich frohverschmitztwissend an.

Verständnisnickend begann er von seiner Schulzeit zu berichten.

Überrascht, neugierig folgte ich ihm auf seinem sich steilwindenden Denkfad.

„Du hast doch bestimmt auch Englisch in der Schule gehabt?“ fragte er mich.

„Ja, ja sicher“, murmelte ich unsicher vor mich hin.

„Erinnerst du dich, als du das erste mal in England warst?“

„Ja, ja, sicher“, murmelte ich leicht ungeduldig vor mich hin.

„Der Satz, you're wellcome, ist dir doch geläufig?“

„Na klar!“, sprudelte es voll Begeisterung aus mir heraus.

„Ich kann mich ganz genau, ganz genau erinnern. In London, am Hauptbahnhof, ich fragte nach dem Zug nach Brighton. Freundlich bekam ich die Auskunft und dann, you're wellcome. Freundliche Leute, dachte ich, überall heißen sie dich willkommen. Auch ich sagte, you're wellcome. Doch als ich nach diesen freundlichen Worten ein Gespräch mit den Auskunftsbeamten beginnen wollte, schaute mich der etwas sehr irritiert, fast entgeistert an.

Hastig, unruhig wandte er sich dem nächsten Kunden zu. Der Satz war nur eine Floskel, sonst nichts.

Danach lernte ich Englisch dadurch, dass ich mir die Leute beim Sprechen anschaute, dass ich mitschwang beim Sprechen, dass ich mich einfühlte beim Sprechen. Dass ich versuchte, wie ein Engländer zu denken.

In kurzer Zeit hatte ich eine ganze Menge gelernt.

Um Menschen zu verstehen, muss ich mich in sie hineinversetzen, in sie hinein fühlen, ihren Denkstandpunkt einnehmen.

Keiner denkt wie der andere,
und keiner,
und keiner.....,
und“

Kaum konnte ich Luft holen, soviel hatte ich Foxi zu berichten.

Meine Worte vereinten sich, sprangen, hüpfen, ließen Gischt aufschäumen und zogen lustig plätschernd weiter. Gerade so, wie das Wasser eines kristallklaren Bergbaches.

Ein Glas Wasser fiel durch meine ausfahrenden Bewegungen um.

Ich schreckte auf, sammelte meine Gedanken.

Ja, das war's!

Genau, das war's!

Was Foxi vom Denken der Maus, des Wurms und der Fliege berichtete, das galt auch für mich. Jeder ist verschieden. Und wir alle kommen uns nur, wenn wir zusammen sprechen, mal etwas näher. Das Leben ist ein langes Gespräch mit uns selbst, mit den anderen, und bei diesen Gesprächen entstehen immer neue, einmalige, unwiederholbare Gedankengänge, die jeder, angeregt durch das Gespräch, in anderer, schöner Form in sich hochperlen fühlt.

Meine Gedanken, deine Gedanken.

Ich wollte sie, ich musste sie, meine neuen Gedanken, unbedingt Foxi noch einmal ganz genau erklären.

Ich blickte ihn an, aber er war mit einem verständnissinnigen Lächeln auf seinen Lippen zufrieden am Tisch eingeschlafen. Jetzt nickte ich hochzufrieden mit dem Kopf und begann, genüsslich mein Frühstücksei zu essen.

Ich klopfte das Ei leichtkrachend auf. Davon erwachte räkelgähnzufrieden G..

Er richtete sich langsam auf und versuchte, auch etwas zum Gespräch beizusteuern. „Nun habt ihr aber viel von mir gehört.“

G.M. und Foxi grinsten in sich hinein. So einen raffinierten Gesprächsanfang mussten sie sich einfach merken. G. hatte die ganze Zeit tief und fest geschlafen.

Mit dem einen Satz übersprang er seinen Schlaf, sein Verhalten, den Raum und die Zeit. Beide verbeugten sich still vor dieser rhetorischen Meisterleistung.

Und er sprach weiter:

„Fürs erste ist dies genug. Ich will euch wieder in die Welt schicken. Dort erfahrt ihr, was ich mit euch vorhabe. Dort erfahrt ihr, was ihr mit euch selbst vorhabt.

Dort erfahrt ihr und ihr bekommt zu sehen, was ihr glaubt.“

Doch G.M., Fixi und Foxi verstanden eigentlich nicht so ganz, was er sagte. Es war dunkel geworden. So konnten sie die Worte nicht von seinen Lippen ablesen.

Er war leise, zu leise, geworden, und dann fragten sie ihn, wie er das meine.

Und dann sahen sie sich um.

Kein G., kein Mensch, einfach niemand war mehr da.

Auch die Kirche, der Teich, alles war fort!

Als sie nach oben schauten, sahen sie, wie sich das Bild der Kirche, des Teiches noch in den Sonnenstrahlen spiegelte. Aber es wurde von Minute zu Minute schwächer, verschwand schließlich ganz.

Traurig, sehr traurig, genossen sie die letzten Sonnenstrahlen vor ihrer Verwandlung.

Epilog

17. Fliegenbrief

Das Gespräch ist ein zentraler Mittelpunkt des menschlichen Lebens.

Das Verschieben des geistigen Blickwinkels ist die Erkenntnis, dass alles Erkennen immer ausschnittshaft, bruchstückhaft ist.

Das Gespräch als Feuerwerksrakete, um aus einem Standpunkt eine Unzahl von Standpunkten werden zu lassen.

Das Gespräch als Gespräch, als schnabulierendes, fabulierendes, diskutierendes Redefest, das sich an seiner eigenen Vielfalt ergötzt, pardon, erfreut.

Fixi, Foxi, G.M. und G. haben die Meisterleistung vollbracht, alle diese Aussagen in ihrem Gespräch sichtbar, erlebbar, faßbar werden zu lassen.

Fixis Träume

Alter Wein in neuen Schläuchen

- Denken als Unikat

Die Augen brannten ein wenig vom langen Lesen.
Ich legte das Buch beiseite.
Aber ich hörte nicht auf zu lesen.
Ich machte einfach die Augen zu und las weiter und weiter.
Lächelnd hatte ich das griechische Epos von Homer
schon zu zwanzigsten Male gelesen.
Ich kannte den Text von Ilias und Odyssee fast auswendig.
Aber immer noch waren die homerischen Gesänge
neu für mich; gerade so, als würde ich in einem alten,
in einem uralten Haus die Tapeten ablösen,
und nach jedem Ablösen kämen noch ältere,
noch hübschere Tapeten zum Vorschein.

In der Jugend hatte mir einmal ein Lehrer
seine eigene Interpretation, seine eigene Erklärung
von dem griechischen Drama gegeben:
„Wie er, der tragische Held, sich entscheidet?!
Es wird immer falsch sein.
Jede seiner Entscheidungen wird Leid erzeugen müssen.
Er wird zwischen den Mühlsteinen seiner
Entscheidungen aufgerieben.
Oder zusammengefasst:
Wie er es macht, es ist falsch.“

Es war zufällig dieselbe, die ich heute, gerade heute hatte.
Dortmals hat sie mich schrecklich gelangweilt.
Daran erinnere ich mich noch ganz genau.
Und es denkkreist in meinem Kopf.
Und wie ich mich erinnere.
Gerade heute erinnere ich mich überdeutlich.
Gerade heute lege ich den Text genauso aus
wie der dortmalige Fremde.
Komisch, dieses dauernde Kreisen der Gedanken.
Und trotzdem!

Die Auslegung des Textes des Fremden kam mir,
obwohl es heute die gleiche wie damals war,
seltsam fremd, immer noch befremdend vor.
Ja, sie war jetzt gleich und doch anders.
Ich lief voller Aufregung durch das ganze Haus.
Trepp' auf, Trepp' ab, Trepp' auf, Trepp' ab.

Ich wollte unbedingt in meinem Geiste Worte finden,
was ich schon lange fühlend wusste.
Aber keine Erlösung.
Kein Wortbohrloch tat sich wie ein sprudelnder Geysir vor mir auf.

Nachdem die nebligen Gewißheitsgedanken sich einfach
nicht durch den Wortvorhang auf die Spielbühne wagten,
um freudig von mir beklatscht zu werden,
wurde ich traurig, sehr traurig, sehr schlaff, sehr müde.
Reglos, fast ohne Atem zu schöpfen, blieb ich stehen.
Und langsam begann ich vergnügt zu lächeln,
dann kopfschüttelnd laut zu lachen.
Mir fiel plötzlich ein Kinderspiel ein,
alt, uralt, verrostet, vermoost und verstaubt.
So hatte ich es aus meinem nebelchwadigen,
spinnwebig durchzogenen Tiefinnern hervorgeholt.
Treppe hoch, Treppe runter, Trepp' auf, Trepp' ab,
so hieß das Spiel.
Und ich begann's zu spielen.
Trepp' auf, Trepp' ab,
Trepp' auf, Trepp' ab,
Trepp' auf, Trepp' ab.
Mein Kopf war schon kreiskarussellig benebelt,
als ich luftschnappend neben dem Treppenabsatz stehen blieb.
Ich schaute nach oben.
Da, verdammt, wieder weg!
Ich schaute noch einmal nach oben.
Da, da, endlich war's da.
Endlich war sie da,
war die Antwort da.
Der andere, der andere, fremde Mann war gleich und
doch völlig verschieden von mir.
Jetzt erinnerte ich mich plötzlich ganz genau.
Der damalige Fremde, ja, er hatte mir seine
Auslegung von der Geschichte immer und immer wieder vorgelesen,
vorgebetet, ja, eigentlich dummlich vorexerziert.
Ja, er kam mir eigentlich vor wie ein steinernder Riese.
Er kam mir eigentlich vor wie eine Schallplatte,
bei der die Nadel hängengeblieben ist.
Er kam mir eigentlich vor wie ein geistloser Computer,
der immer und ewig glücklich und zufrieden lächelnd
dieselben Worte erbricht.
Er kam mir vor wie ein Mensch, der einen Stein aufhebt
und ewig zufrieden ihn drückt,
als wäre es der „Sesam öffne dich“-Stein des Universums gewesen.

Doch seltsam,
das Hüpfen des Kinderspiels hatte mir, dem hilflos suchend Erwachsenen,
die Lösung des Denkrätsels beschert.
Ich, der eifrige Leser, freute mich jetzt schon auf das morgige Lesen und Denken.
Oh ja, früher hatte ich auch mal einen Stein.
Aber ich habe ihn genommen und in den Teich geworfen,
wo er hüpfspringend, wellkreisendziehend versank.
So war er dem Auge freundnützlich,
das ihm, dem Stein, wipplachend folgte.
Ja, heute hatte ich meinen Stein schon in den Teich geworfen,
aber für morgen hatte ich schon wieder einen in der Tasche parat.

Fixis Träume

Der ruckhafte Spaziergang

- *Denken als Intuition*

Wenn es langsam dunkel oder wenn es langsam hell wird,
gehe ich mit Begeisterung spazieren.
Alles verändert sich, alles wird neu.
Doch diese Spaziergänge mache ich am liebsten allein,
am allerliebsten vom Fenster meines Arbeitszimmers aus.
Da kann ich mit den Augen schnell gehen, langsam gehen,
den Berg hochjagen, vom Balkon springen,
und ich werde nicht müde,
es strengt mich nicht an.
Doch heute hatte ich eine Pechsträhne.
Meine Familienmitglieder waren wirklich alle außer Haus,
die Töchter im Judo und im Gitarrenverein
und meine beste Frau im Kirchenchor.
Und ich, ich war zu Hause allein mit Kalle, unserem Rauhaardackel.
Er forderte mich schwanzwedelnd und mit leisem,
ausdauernden Winselgaulen zum Spaziergang auf.
Hm! Dabei hatte ich mir meinen heutigen Spaziergang so schön vorgestellt.
Aber es war nichts zu machen.
Lustlos, langsam legte ich Kalle die Leine an, und dann ging's halt los.
Kalle, unser Dackel, macht während des Spaziergangs
eine wundersame Wandlung durch.
Er metamorphosiert sozusagen.
Er besteht eigentlich dann nur noch aus zwei Organen.
Aus seiner Nase und seiner Blase.
Das heißt: Entweder riecht er an etwas oder pinkelt an etwas.
Seine Blase muss meiner vorsichtigen Schätzung nach ca. 3 - 4 Liter fassen.
Und diesen Blaseninhalt teilt er sich sehr sorgfältig ein.
Jede neue Hecke bekommt nur ein paar Tröpfchen.
So verwandelt sich der Spaziergang zum ruckartigen „von-Hecke-zu-Hecke“-Gang.
Aber ich glaube sagen zu können, dass Kalle mir diese Art von Gehen schnell
beigebracht hat.
Zumindest glaubte ich nach ein paar Ruckmetern bereits,
ein gnädig anerkennendes Zublinzeln aus den aufmerksam äugenden Kalleaugen
empfangen zu haben.
Doch die Stehpausen hatten auch etwas Schönes.
Meine Gedanken, meine Augen konnten in dieser Zeit
ungehindert umherschweifen,
fast wie von einem Fenster aus.
Plötzlich blieben wir unter einer Laterne stehen.
Und ich betrachtete meine linke Hand.
Vom Kindergeburtstag vom Nachmittag hielt ich darin noch Zuckerhütchen, einen
kleinen Ball und eine kleine Trommel in der Hand.
Ich hatte sie einfach vergessen wegzulegen.

Der Schein der Laterne beleuchtete diese Miniaturspielzeuge,
und alle drei warfen einen gleichgroßen runden Schatten zur Erde.
Plötzlich kam mir ein altes Gedicht in den Sinn:

„Die Lampe zur Nacht erleuchtet,
beleuchtet vieles von oben her gleich.

Und sie läßt überall gleichgroße Schatten entstehen.

Suchwanderer, willst du die blinkende Pracht der Vielheit erkennen,
erwarte geduldig, wachäugig den erhellenden Morgen.“

Seit diesem Abend gehe ich gerne, manchmal fast freiwillig, mit Kalle spazieren.

Fixis Träume

Der sprechende Spiegel

- *Denken als anregende Halluzination*

Morgens wischte ich mir schlaftrunken die Augen.
Der Schlaf umfing mich noch leicht
wie ein grobmaschiges Fischnetz;
doch es war jetzt gegen Morgen
altmodrig und vor allen Dingen morsch geworden.
Noch einmal streckte ich mich und gähnte lautherhaft.
Und siehe da,
plötzlich, es war zu Boden gefallen.
Und es löste sich in den ersten Sonnenstrahlen auf,
als wäre es nie dagewesen.
Jetzt blickte ich frohschalkblinzelnd dem Tag entgegen.
Aufstehen, Waschen und Ankleiden waren eins.
Doch als ich mich vor dem Spiegel verträumt kämmte,
rutschte ich aus und schlug meinen Kopf am Waschbecken auf.
Eine kleine, kaum blutende Wunde
war an der Stirn zu sehen.
Ein kleines Pflaster, schon war die Wunde verschlossen.
Doch komisch, sonderbar.
Als ich wieder in den Spiegel blickte,
lachte irgend jemand mich aus.
Er musste sich hinter dem Spiegel versteckt haben.
Niemand war zu sehen.
Doch plötzlich redete durch den Spiegel hindurch mich jemand an.
Er kam mir so bekannt vor,
seine Stimme, irgendwie vertraut.
Es war, als wäre er schon immer dagewesen.
Und er war es auch.
Als ich ihn fragte,
woher er käme, sagte er es mir:
„Ich komme von dir.
Ich bin durch die Wunde nach draußen gekommen.“
Was sollte ich machen?
Die Wunde war zu.
Ich musste diesen, dieses oder diesen jemand lassen,
wo er war, draußen.
Aber einen Namen musste ich ihm ja geben,
sonst konnte ich einfach nicht richtig mit ihm reden.
Und ich nannte ihn „Herr Sprechspiegel“.
Nun, dachte ich, wenn er schon da ist,
kann er mir vielleicht vieles, vielleicht alles erklären,
was ich nicht richtig verstehe.
Kaum hatte ich das zu Ende gedacht,
schon schossen mir die Fragen wie Pfeile aus dem Mund.

Erschrocken über mich selbst, klappte ich den Mund zu;
ich wollte „Herr Sprechspiegel“ ja auf keinen Fall verletzen.
Da fiel mir ein, dass er ja unsichtbar und
deshalb auch höchstwahrscheinlich auch unverwundbar war.
So öffnete ich meine Mund wiederum.
Und die scharfkantigen Fragegeschosse verließen
en masse die Denkhöhle.
Sie drängten sich geradezu, als erste draußen zu sein.

Doch sie flogen nicht gerade weit.
„Herr Sprechspiegel“ fing sie alle recht elegant auf,
ordnete sie recht hübsch zu einen blumigen Fragearrangement an
und betrachtete, nein, er forderte mich auf, sein Kunstwerk zu betrachten.
Es gefiel, ich lobte es kurz.
Doch was war nun mit den Antworten von ihm?

Gespannt war ich wie ein Pfeilbogen.
Um ihn zum Antworten zu ermutigen,
wiederholte ich meine Fragen noch einmal:
„Hier bin ich, da bin ich, dort bin ich.
Nirgends und überall fühle ich mich zu Hause.
Manchmal denk' ich als Kind.
Manchmal denk' ich als Mann.
Manchmal denk' ich als Greis.
Nie bin ich mir im Denken ganz sicher.
Kannst du mir raten?
Kannst du mir helfen?“

Langsam, bedächtig langsam, begann „Herr Sprechspiegel“ zu reden.
Und während des Sprechens verwandelte er sich immer in das, wovon er gerade
sprach.
Phantastisch!
Und dann tönnten aus einem Raupenwurm
mir plötzlich seine vertrauten Wortblasen entgegen:
„Ich spinne mich ein und betrachte die Welt versponnen,
so, wie sie ist.
So, wie sie ist.
So, wie sie ist für mich im Cocon.
Siehst du, es ist meine Welt;
es ist meine eigengesponnene, eingesponnene Raupenwelt.“

Und ein Windhauch trieb das Bild zum Fenster hinaus.
Und herein schwebte ein Schmetterling,
der sangdudelträllerte vor sich hin:
„Raupige Gedanken wanken, verflogen
wie flüchtige Regenbogen.

Ich, der Schmetterling, lache, genieße, singe.
Ich, das Schmetterlingsdudeldeiding,
ja, ich klingklinge.“

Ich verstand nicht alles,
aber die Melodie, die der Schmetterling sang,
umspülte tonwellenzärtlich meine Ohren.

Und „Herr Sprechspiegel“ und ich wurden von Lufttonwellen
in ein Konzerthaus geweht.

Da mir die Reise ausnehmend gut gefiel,
und „Herr Sprechspiegel“ das bemerkte,
begann er ein bißchen anzugeben
und zu übertreiben.

„Na ja, so oft käme er ja auch nicht unter Leute.“

Also, schlussendlich verwandelte er sich in ein ganzes Orchester.
Doch kurz bevor er sich als Schmetterling auflöste,
sang er noch:

„Im Denkriechfühlsehen, im Tastschreitschmecken
erober' ich gleitdenkend die Welt.“

Auch das verstand ich nicht so ganz,
aber ich muss ja auch nicht alles verstehen.

Hauptsache, wie gesagt, die Melodie klang schön.

Dann begann er, mir sein Orchester zu erklären.

Auf die Auffälligkeiten wies er mich besonders
und eindringlich hin.

„Sieh mal die Ich-Trommeln an.

Manchmal schlagen sie einen unterschiedlichen Takt.

Mancher Dirigent ist darüber schon verrückt geworden
und hat angefangen, verrückt herumzutoben.

Ich beispielsweise finde es nicht schlimm.

Man muss es nur wissen, dann kann man doch auf die Trommeln
ein wenig aufpassen und Rücksicht nehmen;
alles ist gut.“

Jetzt machte er eine längere Pause, um mich fragend zu betrachten,
ob ich auch alles verstanden hätte,
und fuhr dann bedächtig fort:

“Manchmal sind die Geigen auch etwas schwierig.

So springt hie und da die Denkgeige hoch in die Luft
und denkt noch im aufschwingenden Tönen:

„Ich und der Geigenbogen sind zwei;

ich und der Geigenbogen sind getrennt.

Ich bin der wichtigste Teil,

vielleicht gehe ich mal ohne ihn auf Tournee.“

Doch dann!

Doch dann kehrt die Denkgeige heimlich, freundlich, raffiniert
immer wieder zum Geigenbogen zurück um sich,
ja, um sich antönen zu lassen,
ja, um gemeinsam mit ihm das tönende Denkspiel zu spielen.

Und als sie das nächste Mal hochspringt,
denkt sie voll Glück:
"Ich, die Denkgeige,
kann über mich, die Denkgeige, genüsslich nachdenken."
Und als sie leise ins Orchester zurückkehrt,
erlaubt ihr wunderlichseltsamerweise der Dirigent,
mit allen Denkgeigenbogen das Tonfangmichspiel zu spielen.
Es klingt hauchzarthimmlisch, melodisch und schön.
Und die Melodien vereinen sich mit anderen Tonliedern
aus anderen Tonräumen und entweichen durchs offene Fenster.
Sie treiben sich als lustigquiekende Tonhippies auf den Straßen herum.
Als sie müde sind, legen sie sich in den Straßenbäumen zu Ruh' und werden, als
der Mond scheint, zu goldenen Tonäpfeln verwandelt.

Am nächsten Tagmorgen kommen verletzte, geschlagene, zerschossene
Menschenleiber vom Kriege zurück.
Sie gehen unter den Bäumen müde und schlurfend vorbei.
Die Tonäpfel fallen voll Mitleid auf sie herab,
und dienen
und dienen da unten als wundheilende Speise."

Dann war „Herr Sprechspiegel mit seiner Rede am Ende.
Lange, sehr lange schwiegen wir beide.
Dann bot er mir völlig überraschend das „Du“ an.
„Ich heiße Ego“, sagte er,
„aber meine Freunde nennen mich Egole“.
Wir gingen gemeinsam die Treppe in den zweiten Stock hinauf
und kamen noch einmal an einem Spiegel vorbei.
Ich murmelte nur für mich ganz leise etwas vor mich hin:
„Hinter den Spiegel schauen kann ich jetzt.
Aber ich tu's nicht.
Der Glanz, der strahlende Glanz, ist nur vorne.“
Doch Egole hörte, was ich sagte,
Er war darüber ganz rührglücklich.
Und dann schlüpfte er durch mein Trommelfell,
es hatte ein kleines Loch,
zurück in sein Wohnschlafzimmer.
Und bevor er einschlief, sagte er noch:
„Wenn du mich zum Schwätzen brauchst,
pfeife einfach zweimal.
Ich brauche etwas länger, bis ich wach werde.“

Fixis Träume

Das dümpelnde Denkschiff

- *Denken als kommunikative Tagträumerei*

Nun war er erwachsen.

Die stille Freude, unabhängig zu sein,
niemanden um Erlaubnis fragen zu müssen,
um dies oder jenes tun zu dürfen,
diese stille Freude breitete sich wie ein Steppenbrand
in seinem Körper, in seinem Kopf aus.

Unendlich,
unlöslich schien das Gefühl
für die Ewigkeit erschaffen zu sein.
Doch es hatte einen Anfang.

Und er, der erwachsene Freie,
ging, tänzelte, tändelte durch die Stadt,
trank einen Kaffee, hielt ein Schwätzchen,
vertrödelte genussvoll die Zeit,
und er wurde gegen mittag auf seinem Gleitflug
in eine der vielen Buchhandlungen gespült.
Und er griff zu einem Buch.
Es behandelte die Vorsokratiker.
Und er, er wurde ergriffen vom Wort,
von der Flutwelle der Gedanken.
Leise murmelte er vor sich hin.
Leise murmelte er immer wieder vor sich hin:
„Wer bin ich, der ich bin?“

Und dann las er und las und fraß
die gedachten Gedanken in sich hinein.
Ja, er wollte die Antwort auf seine Fragen,
hier und jetzt.
Als abends die Lichter angingen,
verließ er leicht benebelt, worttrunken den Laden.
Antworten, nein, Antworten hatte er keine gefunden,
nur neue Fragen!
Inzwischen war ihm ein Bart gewachsen,
doch weiser fühlte er sich noch nicht,
er, der Freie.

Als er um die Ecke bog, las er
in einem Schaufenster den Aphorismus:
„Ihr sollt nicht Gedachtes lehren.
Ihr sollt das Denken lehren.“
„Schön und gut,
schön und gut“, dachte er,

„aber was ist, wenn das Denken alle meine Fragen offen läßt?
Offen läßt wie ein Scheunentor,
durch das die Fragewinde kreiselnd wehen.
Und sie fangen an mit wirbelwindigem Geheul,
das Denkdach - es wurde erst vor 2 Jahren neu gedeckt -
und das Haus in seinen Grundfesten zu erschüttern.
Nun ja“, dachte Erich, „wenn es in mir und um mich
so kreissäuselnd weht und zieht,
so will ich's erst mal anschauend genüßlich erleben.“

Und Erich zog sich aus der Cafeteria einen Stuhl herbei,
bestellte einen großen Espresso und schaute neugierig gespannt
die Denkstraße entlang.

Tatsächlich, - es war faszinierend!
Er war begeistert.

Die Buchläden hatten ihre Pforten für die zahlenden Kunden
schon fest verschlossen, als ein frühlingshafter Sonnenwind
an den festgefügtten Glasscheiben zerrurrte und sie,
nachdem sie gelockert, einfach mit fortnahm.

Jetzt lagen sie da, die Bücher, die Seiten, die Blätter,
die Sätze, die Worte,
ungeschützt und greifbar nahe.

Und der warmfreundliche Denkwind ließ sie über die Straße gleiten,
und die aufgeschlagenen Bücher huschten wie schnellwandernde,
leichtneblige, spiegelglitzrige Schatten an seinen Augen vorbei.

Und dann schlugen die Wortbücher plötzlich einen Haken.

Ehe ich's greifdenkführend bemerke,
schieben sie sich lustigdrehend unter meinen Stuhl.

Schnatternd, scherzend, redend, diskutierend
heben sie mich höher und höher.

Bald kann ich die Dächer, die Giebel, die Straße von oben betrachten.
Wie schön ist es,

dieses sonnenbeschiedene, leicht nebelverhangene Denkstädtchen.

Und im freundlich Denkfühlen schlingen sich diese Gedanken
handschellig um meine Gelenke.

Traurig bin ich.

Ich, der Freie, der tändelnde Denker,
bin in Ketten, Denkketten, geschlagen.

Ich, der Freie, bin unfrei.

Bin unfrei, bin gezwungen zu suchen,
zu finden, zu suchen.

Traurig kullern Denktränen auf mein Gesicht und meine Hände.

Doch eh' ich's bemerke, fort sind die Fesseln.

Einfach weggespült durch die kleine Denkträne.

Müde, erquicklich müde, gleit ich,
Erich, hinüber zum Schlaf.
Und ich träume, tagdenkträume.
Denkwinde heben mich hoch und treiben mich
warmfreundlich begleitend seewärts.

In einem dümpelnden Denkschiff, das vorläufig den Anker geworfen,
find ich mich wieder.

Ein kleiner Sturm treibt das Schiff in andere Denkwellengefilde.

Auf dem Wege dahin sehe ich andere Seeboote
auf Wanderwellen gleiten, hüpfen und denkjuchzen.

Freundlich grüßen wir uns,

und wir alle hoffen, dass wir nach dem Sturm

'nen ruhigen sonnigen Denkankerplatz finden,

um von Boot zu Boot denkschnabulierend zu schwatzen,

zu weinen,

zu lachen.

Fixis Träume

Der See ohne Abfluß

- „un“-menschliche Kommunikation

Eigentlich wollte ich bald nach Hause.

Der Auftritt,
die Reden der Honorablen,
nett, machtvoll, inhaltsleer.

Der Münchner Dialekt war anfänglich tonvoll charmant
und überdeckte diesen Mangel.

Doch dies hielt auch nur eine kurze Zeit an.

Später
lahmvolles Interesse.

Neben mir streicht sich die Blonde das lange Haar auf der rechten Seite.
Es gleitet ihr samtig durch ihre langgliedrigen, eleganten ringbewehrten Finger,
als würde sie ...

Jetzt, jetzt bin ich plötzlich wach,
als wolle sie Milch aus einem nicht vorhandenen Euter gewinnen.

Langsam, bedächtig,
immer dieselbe Bewegung,
immer derselbe zufriedene Gesichtsausdruck,
immer derselbe zufriedene Blick,
klar, freundlich, wach.

Ich sehe sie an,
sie sieht mich an.
Nein,
um es ganz genau zu sagen,
sie sieht an mich heran.
Ihr Blick geht bis an die Augen.
Ihr Blick geht nicht in die Augen.
Ich taste meinen Hinterkopf ab
und da, da spüre ich es ganz deutlich.
Da ist er wieder, der Blick.
Vor mir ist der Blick,
hinter mir ist der Blick,
aber bei mir,
in mir ist er nicht.
In mir, da hört der Blick einfach auf
und bricht einfach ab.
Der Blick hat hier einfach eine Lücke von 25 cm.

Aber meinen Blick hat sie nicht.
Eigentlich noch nie gehabt.
Aber mein Blick hat kein Gegenüber,
hat keinen Mitblicker,
der das Blickpendel warmfreundlich zum Schwingen bringen könnte.
Hin und her,
her und hin,
einfach so,
und so passiert es.

Mein Blick geht in ihre Augen hinein,
unerwidert,
ungehindert,
tiefer und tiefer bis zum Augensee.
Und dort taucht er glitzerneugierig
in das warmfreundliche, friedlich ruhig daliegende Wasser ein.

Und da sitzt sie, die Blonde, am steinigen Ufer,
und da sitzt sie und kämmt sie
und kämmt sie
und sitzt sie.

Und mein Blick gleitet warmselig freundlich über sie.
Nichts.
Und das sitzt sie und kämmt sie
und kämmt sie und sitzt sie,
eine blonde, morsche Steinpuppe,
freundlich, schlank, charmant.

Und mein Blick gleitet über sie.
Nichts.
Und da sitzt sie und kämmt sie
und kämmt sie und sitzt sie.
Freundlich, hochschwanger, charmant.

Und mein Blick wird unruhig,
schneller,
immer schneller.
Wie im Kino.
Wie im Kino sehe ich abwechselnd die Bilder.
Freundlich, charmant,
freundlich, hochschwanger, charmant.
Schlank, hochschwanger,
schlank,
hochschwanger.

Und dann gleitet er ab, mein Blick.
Ich sehe mich um.
Im See,
um den See kein Abfluss.
Nicht einmal ein Rinnsal.
Nur eine hohe Staumauer ist zu sehen,
die alles Wasser zurückhält.
Sie war doch schwanger.

Aber keine Geburt,
kein Kind, kein Baby,
kein seliges Kinderquietschen ist zu hören.
Nichts.
Aber es muß doch da sein.
Ich hab' es doch gesehen.
Nein, nichts.
Und traurig, fruchtlos zieht sich mein Blick langsam zurück.

Da, im Saal neben mir,
sagt sie etwas zu mir.
„Sehen Sie mal“.
Und ich sehe auf ihre Handgelenke.
Eine kleine Miniaturpendeluhr sehe ich.
„Können Sie die reparieren?
Verstehen Sie etwas vom Uhrwerk?“
„Ja“, sage ich zögerlich langsam,
„aber erst müssen Sie das Pendel anstoßen.
Das andre mache ich dann.“
Traurig schüttelt sie den Kopf.

Beifall rauscht auf.
Die Honorablen verneigen sich.
Wir gehen auseinander, so, wie wir gekommen waren,
fremd, als wäre nichts gewesen.
Wir gehen auseinander, so, wie wir nicht kamen.
Traurig, um eine kleine Blickreuehoffnung ärmer.

Epilog

17. Fliegenbrief

Wir Menschen sind auf Begegnung, auf Kommunikation angewiesen.
Wenn wir uns auf uns selbst zurückziehen, versuchen wir häufig, durch psychische „Reparatur“-Tricks den Mangel zu überdecken, der darin besteht, sich dem anderen nur scheinbar zu öffnen und dadurch sich selbst nur scheinbar weiterzubringen.
Durch mangelnde Öffnung gegenüber dem anderen werden wir alt, morsch und steinern.

Die überraschenden Reiseschuhe

18. Fliegenbrief

Morgens wachten sie in einem Hotelzimmer auf.

Die Bestellung für das Frühstück wollte einfach nicht klappen.

Ich konnte mich so früh nicht entscheiden, was ich wollte.

Komisch, das Zimmermädchen lächelte verzeihend und sagte:

„Auch wenn es früh ist, müssen Sie sich entscheiden.“

Ich deutete auf irgend etwas, was auf der Frühstückskarte stand, um sie zufrieden zu stellen.

Sie ging, und was war das?

Ein neuer, fremder Mann ging einfach mit seinem Koffer, mit seiner Reisetasche in unser Zimmer. Er bezog einfach unser Zimmer. Eine Unverschämtheit war das!

So früh einen aus dem Bett zu werfen. Aber der fremde Mann wusste schon in der Frühe ganz genau, was er wollte.

Freundlich drängend, sehr bestimmt, stellte er seinen Koffer, seine Tasche ins Zimmer. Er hatte nur eine Unterhose an. Noch nicht mal ganz angezogen war er.

Aber er wusste trotzdem, obwohl er noch nicht fertig angezogen war, was er wollte.

Auch wenn wir über ihn, den Halbfertigen, den Unfertigen, lachten. Es machte ihm nichts aus.

Er unterhielt sich mit mir und fragte, ob ich verreisen wollte.

Ich verneinte, ich hätte heute eine Konferenz in der Stadt, wahrscheinlich, ich wusste es nicht ganz genau, was G.M. heute mit mir vorhatte.

Aber dann sagte der Fremde:

„Da sieh, da stehen doch deine Reiseschuhe!“

Und tatsächlich!

Da standen sie, neben dem Koffer.

Ein bisschen schämte ich mich. Ich wusste anscheinend tatsächlich nicht, was ich schon alles im Reisegepäck hatte.

Dann drehte ich mich plötzlich um und sagte zu G.M.:

„Morgen möchte ich gerne von einem Menschen verschluckt werden, um mich in seinem Inneren umzusehen. Mach mich bitte heute so klein, dass er morgen keine Mühe beim Schlucken hat.“

G.M. schaute mich sehr erstaunt an.

Bisher hatte er immer ausgesucht, wo ich morgens aufwachte.

Da aber unser neuer Vertrag keine Klausel enthielt, die mir das verbot, erfüllte er stirnrunzelnd und sehr langsam meinem Wunsch.

Epilog

18. Fliegenbrief

Entscheidungen müssen wohl überlegt sein.

Die Folgen einer Entscheidung müssen am besten mit mehreren zusammen bedacht sein. Entscheidungen müssen dann aber fallen. Was tatsächlich aus ihnen wird, ist nie exakt vorherbestimmbar. Dazu ist die Welt zu komplex, zu vernetzt.

Entscheidungen sind nie mehr zurücknehmbar. Sie sind irreversibel.

Der ursprüngliche Zustand, wie er vor der Entscheidung bestanden hat, kann durch die hochkomplexen, bereits erfolgten Folgewirkungen der Entscheidung nicht mehr hergestellt werden.

Entscheidungen sind Erfahrungen,

die wir benötigen,

um erwachsen zu werden,

um erwachsen zu bleiben und

um zu wachsen,

um zu er-wachsen.

Fixi hat ihre Entscheidungslektion in erstaunlich kurzer Zeit gelernt.

Das wütende Gehirn

19. Fliegenbrief

G.M. war wie immer nach einigen zögerlichen Minuten perfekt. So hatte G.M. Fixi sehr klein gemacht, sozusagen schluckgerecht klein.

Zusätzlich hatte er Fixi ein Gerät in die Tasche gesteckt, mit dem sie sich beliebig weiterverkleinern konnte.

Da sie von gestern noch ein wenig müde war, schlief sie, nachdem sie den Darm und anschließend die Leber erreicht hatte, ein wenig ein. Sie wachte plötzlich auf, gerade als eine Leberzelle dabei war, sie als unverdauliches Produkt auf einen Waggon zu laden, um sie dann in den Gallefluss zu befördern.

Sie stellte sich vor und war sehr höflich.

Doch die Leberzelle war ziemlich in Eile und hatte auch keine Zeit zu verplempern. Ihre Aufgabe war es zwischen Verdaulichem und Unverdaulichem zu unterscheiden. Und daran hielt sie sich ihr Leben lang.

Eine von ihnen hatte einmal versucht, aus der Reihe zu tanzen.

Und?

Sie landete schneller im Gallefluss, als man schauen konnte. So tat sie, als ob sie überhaupt nichts gehört hätte.

Fixi sah ein, wenn einer mit so vielen Aufgaben vollgestopft ist, hat er keine Zeit, sich um ungewöhnliche, ungewohnte Dinge zu kümmern. Und sie war ja ohne Zweifel ein ungewohntes Ding.

Also verkleinerte sie sich so lange, bis sie die Größe eines Elektrons hatte. Jedes Atom war für sie jetzt so groß wie das Weltall, und sie war jetzt immer kreisend auf Reisen. Wenn sie jetzt keine Erinnerung gehabt hätte, wäre das für sie das Größte, das Einzigartigste gewesen, was es je gegeben hätte.

Sie küßte G.M. in Gedanken voll Liebe auf die Stirn. Sie genoss dieses Kreisen noch ein paar Minuten. Sie war an jeder Stelle des Kreises gleichzeitig. Sie war der Kreis. Nur wenn jemand etwas von ihr wollte, streckte sie den Bauch heraus, damit sich der Nachbar orientieren konnte.

Nach einiger Zeit wurde es ihr jedoch langweilig, sie drehte an ihrem Apparat und wurde etwas größer. Sie besuchte die Chromosomen.

Diese waren sehr ernsthafte Leute. Und sie zeigten ihr mit wissenschaftlicher Miene, wie sie das, was alles zum Leben gebraucht wird, herstellen.

Sie kamen sich vor wie die Herren und Frauen der Schöpfung. Aber warum sie gerade das, was sie herstellten, herstellten, und warum sie so wissenschaftlich ernsthafte Geschöpfe waren, das konnten sie Fixi leider nicht sagen.

Danach schwang sie sich auf ein rotes Blutkörperchen und ließ sich vom ihm wie von einem Pferd reitend durch den ganzen Menschen tragen.

Fixi war neugierig.

Natürlich wollte sie viel wissen vom Menschen.

Aber, wenn sie jede einzelne Zelle besuchte, hätte sie ab jetzt 12 Billionen Besuche zu absolvieren.

Dank ihres Vertrages mit G.M. wäre das zwar möglich gewesen, aber es wäre für sie - und da war sie ehrlich zu sich selbst - auch ziemlich anstrengend und langweilig geworden.

So beschloss sie, erst einmal dorthin zu gehen, wo es am lautesten zuging, und das war oben im Gehirn.

Dort führte sie wieder viele ernste, lustige und anregende Gespräche.

Aber auch das Gehirn wurde durch ihre Fragen ziemlich verwirrt.

Sie fragte, plapperte einfach drauflos:

„Wo denkst du genau?

Wo siehst du genau?

Wo riechst du genau?

Wo schmeckst du genau?

Wo hörst du genau?

Und warum kannst du dich nicht selbst ansehen?

Warum siehst du nicht dein werkelndes Denken, sondern immer nur dein Gedachtes?“

Das Gehirn erhitzte sich immer mehr. Fixi hatte Angst, dass es vor Wut, weil es ihre Fragen im Moment nicht beantworten konnte, verkochen würde. So spazierte sie , auf ihrem Blutkörperchen reitend, wieder hinaus, machte sich wieder größer, bis sie ihre normale Größe wieder hatte, um mit G.M. und Foxi ganz normal abendessen zu gehen und um mit ihnen das Problem besprechen zu können, warum denkt eine Fliege wie eine Fliege?

G.M. hatte den Ausflug in den Menschen missmutig verfolgt.

Anscheinend, so dachte er still bei sich, entwickeln Fliegen, sobald sie ein Gedächtnis haben, eine ziemlich starke, eine seiner Ansicht nach zu starke Persönlichkeit. Das konnte ja noch heiter werden. Sagen tat er aber nichts, um Fixi und auch Foxi nicht noch zu weiteren Wünschen anzuregen.

Aber Fixi und Foxi hatten weitere Wünsche.

Wie immer wurde der göttliche Minister charmant bestürmt, um ihm ihre Idee schmackhaft zu machen.

Sie bedankten sich artig bei ihm für alles, was er bisher für sie getan hatte.

Aber!

Aber natürlich würden sie so gerne noch etwas - nicht alles - vom Menschen kennenlernen.

Vielleicht, wie er lebt, denkt, handelt, wenn er gesund ist, wenn er krank ist, wenn er einsam ist, wenn er Hunger hat.

Was er über die Zeit denkt, was für ihn Konflikte sind.

„Ja!“ Diese Antwort von G.M. war kurz und fast schneidend.

Fixi und Foxi machten sich insgeheim etwas Sorgen über diese überraschende Widerstandslosigkeit, und er wiederholte:

„Ja, ich werde euch zu ihnen, den Menschen, führen.

Ich werde euch das alles auf eine ganz besondere Art und Weise erleben lassen.

Ja, aber erst mache ich 4 Wochen Urlaub in Griechenland.

Also dann, bis in 4 Wochen!

Also dann in 4 Wochen!

Tschüs!“

Epilog

19. Fliegenbrief

Die Chromosomen,
die Krone der Schöpfung.

Das Gehirn,
die Krönung der Schöpfung.

Werden beide, einfach so unvorbereitet gefragt, wissen sie keine Antwort.

Vielleicht würden beide bescheidener werden, wenn sie erkennen könnten, dass es bei der Schöpfung kein „höher“ und kein „tiefer“ gibt.

Höchstens eine gelungene Schöpfung.

Zur gelungenen Schöpfung gehört neben den oben genannten Materialien das gesamte Ich, das Gegenüber, das Du, die Umwelt, die gemeinsam als Lebenswelt des einzelnen als Subjekt, als subjektive Lebenswelt sich weiterentwickeln, weiterentfalten kann.

Wenn?

Ja, wenn sie sich im geschwätzigen, im kommunikativen Austausch mit anderen Personen, die auch eine persönliche Lebenswelt haben, befinden.

Geglückt ist die Schöpfung dann, wenn es zur Kooperation und nicht zur Konfrontation kommt.